1,30 DM / Band 42
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Der Totenbeschwörer

John Sinclair Nr. 42

von Jason Dark

erschienen am 24.04.1979

Titelbild von Rufus

Sinclair Crew

Der Totenbeschwörer

Die Nachzehrer sind eine Mischung aus Vampir und Ghoul. Sie liegen in ihren Gräbern und locken auf Befehl des Totenbeschwörers die Lebenden an, um sie zu sich in die feuchte Erde zu ziehen. Sie keuchen und schmatzen, zerren an ihren Leichenhemden und finden keine Ruhe.

Wer nachts, wenn es windstill und ruhig ist, über den Friedhof geht und diese schrecklichen Geräusche hört, ist verloren.

Vom Friedhof aus war das Licht nur als winziger, verwaschener Fleck zu erkennen. Er schien in der Luft zu schweben, war mal fort und kam dann wieder, je nachdem, wie die Nebelschwaden vom Wind durcheinandergetrieben wurden.

Es war eine kalte Nacht. Die Temperaturen lagen weit unter dem Gefrierpunkt. Die obere Schicht der Friedhofserde war knochenhart gefroren.

Das junge Mädchen, das hinter dem erleuchteten Fenster stand, schaute in die Nacht.

Jill Hanson war nervös.

Die Unruhe hatte ihren gesamten Körper erfaßt. Jill konnte nicht mehr still im Bett liegen bleiben. Immer wieder stand sie auf, trat ans Fenster und schaute zu dem Friedhof hinüber, der eine seltsame Faszination auf sie ausübte.

Aber war es überhaupt der Totenanker, der dieses Gefühl bei ihr hervorrief? Oder war es Jills Großvater? Seit drei Wochen lag er dort unter der kalten Erde.

Und genau vor drei Wochen hatte es begonnen.

Eines Nachts erwachte Jill Hanson schweißgebadet. Ein unerklärlicher Drang lockte sie zum Fenster, und sie glaubte, Stimmen zu hören. Leise, fordernde Stimmen, die sie zum Friedhof hinzogen.

»Komm doch, komm«, hieß es immer wieder.

Jill konnte sich das nicht erklären. Sie glaubte an eine Einbildung, doch die Stimmen blieben.

Das Mädchen nahm Tabletten. Jetzt erst konnte sie wieder schlafen. Doch die Stimmen kamen wieder. Intensiver und fordernder. Sie lockten und flehten, füllten Jills Gehirn aus und nahmen ihr die Kraft, sich dagegen zu wehren.

Die Angst wurde stärker. Jill empfand einen regelrechten Horror vor der jeweils nächsten Nacht, aber so paradox es sich anhörte, gleichzeitig wartete sie darauf, die Stimmen zu hören.

Wie jetzt!

Noch nie zuvor waren sie so laut gewesen. Sie brausten in ihrem Kopf, Jill gelang es nicht, sich dagegen zu wehren. Und sie wollte auch nicht mehr. Sie wußte, daß sie in dieser finsteren Nacht dem Drängen nachgeben würde.

»Ja«, flüsterte sie. »Ich komme. Ich muß es einfach tun. Wartet auch mich, bald bin ich bei euch.«

Die Stimmen verstummten. Sie hatten die Nachricht gehört und warteten auf das Mädchen.

Jill Hanson drehte sich um, ging zum Kleiderschrank und öffnete die Tür.

Auf der Innenseite befand sich ein langer Spiegel. Jill sah sich selbst darin und erschrak.

Was war aus ihr geworden?

In den letzten drei Wochen hatte sie mindestens zehn Pfund an Gewicht verloren. Der Körper der Fünfundzwanzigjährigen, sonst fraulich gerundet, bestand nur noch aus Haut und Knochen. Eingefallen war auch das Gesicht. Falten zeichneten die Haut. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Die Ringe befanden sich wie dunkle, eingegrabene Halbmonde darunter. Die Lippen waren schmäler als früher. Aus der einst so blühenden Schönheit war eine häßliche Frau geworden.

Ihre Kollegen, Eltern und Geschwister hatten sie öfters auf ihr Aussehen hin angesprochen.

Jill Hanson hatte immer eine Ausrede gefunden. Liebeskummer, seelische und berufliche Krise – nur die Wahrheit hatte sie nie eingestanden. Sie hatte sehr an ihren toten Großvater gehangen. Nächtelang wachte sie an seinem Sterbebett, und die Worte – es waren seine letzten – klangen ihr noch jetzt in den Ohren.

»Ihr werdet mir folgen«, hatte er mit rauher Stimme geflüstert. »Wartet es nur ab… bald kommt auch ihr an die Reihe. Der Friedhof lockt… die Gräber… sie werden auch für euch die Ruhestätten sein.«

Noch jetzt fühlte Jill den Schauer, der ihr bei diesen Worten über den Rücken gerieselt war.

Sie hatte die Sätze damals nicht ernst genommen, doch nun…

Ihre Gedanken wanderten. Sie dachte an die Eltern und Geschwister, die in ihren Betten lagen und schliefen und nichts davon ahnten, was bald geschehen würde.

Jill schaute auf ihre Uhr.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht.

Sie mußte sich beeilen, wenn sie pünktlich sein wollte. Denn Mitternacht war die Zeit der Toten. Dann trat die Tageswende ein, wurden die Geister der Verstorbenen wieder aktiv, so wie es beim alten Hanson war.

Jill griff in den Schrank hinein und zog ihren Wintermantel hervor. Er war von innen mit Pelz gefüttert. Jill hatte lange gespart, um sich diesen Mantel leisten zu können.

Sie streifte ihn über das lange wollene Nachthemd. Es schaute unter dem Mantel hervor, aber das störte Jill Hanson nicht. Sie ging ja nicht zu einer Modenschau.

Jill Hanson drückte die Schranktür wieder zu und lief zum Fenster.

»Ich komme«, raunte sie. »Jetzt…«

Das junge Mädchen verließ das Zimmer. Sie schlief im ersten Stock. Auf Zehenspitzen schlich sie über den Flur der Treppe zu, die nach unten führte.

Sie passierte dabei die Türen, hinter denen die Schlafzimmer ihrer Geschwister und Eltern lagen.

Sie verschwendete nicht einen Gedanken mehr an ihre nächsten Verwandten. Sie waren ihr auf einmal so gleichgültig geworden wie auch die anderen Dinge in ihrem Leben.

Für sie zählte nur noch der Lockruf.

Jill schritt die Stufen hinab. Sie ging am Rand, damit das alte Holz nicht zu sehr knarrte. Bis auf das Summen der Heizung war es im Haus ruhig.

Das Mädchen schritt nicht zur Vordertür, sondern ging in Richtung Keller, wo der Hinterausgang lag. Diese Tür war meistens nicht abgeschlossen, und auch in dieser Nacht stand sie offen. Dafür hatte Jill gesorgt.

Vorsichtig öffnete sie die Tür. Als der Spalt groß genug war, schlüpfte sie hindurch.

Schnee lag auf dem Hof. Nur ein schmaler Pfad war geräumt worden. Dafür türmte sich die weiße Pracht an der Hauswand hoch.

Jill schritt durch den kleinen Garten, balancierte über die festgefrorene Ackerfurchen und erreichte den hüfthohen Zaun, der das ziemlich große Grundstück einrahmte.

Rechts von ihr streckten die mit einer weißen Schicht bedeckten Obstbäume ihre Äste in den Nachthimmel. Sie wirkten manchmal wie die gespenstische Vision eines Malers.

Ein Wetterumschwung lag in der Luft. Die noch vorhandene Kälte drückte den Nebel zu Boden. Er war nur stellenweise vorhanden, und als Jill hindurchschritt, da sah es so aus, als würde sie über der Erde schweben.

Sie kletterte über den Zaun und schlug den Weg zum Friedhof ein.

Die Straße führte nicht am Totenacker vorbei und auch nicht am Haus der Hansons. Sie beschrieb einen Bogen und tangierte die Nordseite des Friedhofs. Jill mußte über freies Feld laufen.

Das störte sie nicht. Sie hatte nur ein Ziel vor Augen, das sie unbedingt erreichen wollte.

Schneeinseln bedeckten den welligen Boden. Zum Teil war der Schnee getaut, doch der, der noch lag, trug eine Eisschicht auf der Oberfläche.

Der kühle Nordwestwind blies Jill ins Gesicht. Am Himmel trieben dicke Schneewolken auf die Küste zu.

Jill Hanson schritt über verfaultes Gras, trat in schmale Ackerfurchen und lief einige Meter parallel zu einem rostigen Stacheldrahtzaun, den ein Bauer gezogen hatte, bevor er sein Grundstück an den zuständigen Kreis verkaufte.

Das Feld sollte in einigen Jahren ebenfalls ein Friedhof werden. Die entsprechenden Pläne lagen bereit.

Das Haus blieb immer mehr zurück. Es verschwamm in der kalten Nebelsuppe. Jill Hanson verließ ein Stück Heimat, um einem

Ungewissen Schicksal entgegenzugehen.
Der Mantel hielt die Kälte ab. Der hochgestellte Kragen schützte Hals und Ohren.
Eine Mauer begrenzte den Friedhof. Allerdings nur an der Nordseite. Gegenüber, wo er erweitert werden sollte, hatte man die Mauer bereits abgerissen, so daß jedermann das Gelände ungehindert betreten konnte.
Jill ging den Weg nicht zum erstenmal. Schon öfter hatte sie das Grab ihres Großvaters besucht und es mit frischen Blumen geschmückt. Sie hing sehr an dem alten Mann. Auch heute noch.
Ein plötzlicher Windstoß blähte den vorn nicht geschlossenen Mantel auf und ließ Jill Hanson aussehen wie eine große Fledermaus. Sie steckte ihre Hände in die Taschen und drückte den Mantel wieder zu.
Die Grasnarbe des Bodens verschwand. Jill schritt jetzt durch die tiefen Spuren, die noch von den Lastwagen des Abbruchunternehmens stammten. In manchen Kuhlen hatte sich Wasser gesammelt. Eine dünne Eisschicht bedeckte die Oberfläche, und sie knirschte, als Jill darüberschritt.
Trotz der Dunkelheit konnte sie bereits die ersten Grabsteine und Kreuze erkennen.
Die Zeugen der Vergänglichkeit standen auf dem alten Teil des Friedhofs. Kantige, schmucklose Steine, auf denen der Name des Verstorbenen eingemeißelt worden war. Auch die ehemals stolzen Holzkreuze hatte der Zahn der Zeit angefressen und sie ihm Laufe der Jahre weich und brüchig werden lassen.
Es gab schmale Wege, die sich hin und wieder kreuzten und zu den einzelnen Gräbern führten. Blattlose Bäume breiteten ihre knorrigen Äste aus, als wollten sie die Gräber der Toten beschützen.
Der Nachtwind strich durch Hecken und Buschinseln. Er bewegte auch die alte Wetterfahne auf dem Leichenhaus, so daß sie einen Laut abgab, der an das gequälte Atmen einer gepeinigten Kreatur erinnerte.
Übergangslos erreichte Jill Hanson den Friedhof. Auch hier war die Erde gefroren. Die knochenharten Stellen bildeten Stolperfallen. Jill mußte achtgeben, daß sie nicht umknickte und sich noch einen Knöchel verstauchte.
Wie ein Geist schritt sie zwischen den Grabreihen hindurch. Trockenes Laub und knorrige Zweige knackten unter ihren Schuhen. Sie schüttelte den Kopf, um die langen Haare aus der Stirn zu schleudern, die mit ihren Fransen fast die Augen verdeckten.
Der alte Hanson war auf dem neuen Teil des Friedhofs beerdigt worden. Breite Kieswege verbanden ihn mit der Leichenhalle, damit Trauergäste sich keine schlammigen Schuhe holten, wenn es mal regnete. Es sei denn, sie standen dicht am Grab.
Auf diesem Teil des Totenackers glänzten die Grabsteine noch wie

frischpoliert, stachen die hellen Kreuze von der schmutzigbraunen Erde ab. Hier wurden die Gräber gepflegt und im Herbst mit Tannenzweigen bedeckt.

Dann zog auch ein anderer Geruch über den Friedhof. Im Winter roch es nur nach Moder, Verwesung und faulendem Laub. Eben ein typischer Friedhofsgeruch. Er machte dem Mädchen jedoch nichts aus. Jill empfand ihn als Balsam. Sie überquerte den Hauptweg, schritt dann auf einen schmalen Pfad und ging zwischen einer Reihe neu angelegter Gräber weiter.

Kreuz stand neben Kreuz. Kein Stein zierte die Gräber. Zum Teil waren sie durch eine festgefrorene Schneekappe verhüllt.

Weiter vorn begann das Gelände, wo die frischen Gräber ausgehoben wurden.

Und dort lag ihr Großvater.

Es waren schon wieder einige Gräber dazugekommen.

Das Grab ihres Großvaters war das viertletzte in der linken Reihe. Es sah nicht anders aus als die anderen, und doch barg es ein schreckliches Geheimnis.

Ein Geheimnis, das bald gelüftet werden sollte.

Sekundenlang blieb Jill Hanson vor dem Grab stehen. Plötzlich klopfte ihr Herz oben im Hals. Jetzt fragte sie sich, ob sie alles richtig gemacht hatte, doch die Stimme, die plötzlich in ihre Gedanken drang, zerstörte die Bedenken.

»Ich freue mich, daß du gekommen bist, Jill. Warte noch ein wenig, dann bin ich auch bereit.«

»Ja«, flüsterte Jill. Sie sprach mit sich selbst, und glaubte nicht, daß der Großvater sie hören konnte.

Stumm starrte sie auf das Grab. Der Wind erfaßte ihr blondes Haar und schüttelte es durch. Ganz in der Nähe flatterten zwei Nachtvögel erschreckt von ihren Schlafplätzen hoch und verschwanden in der Dunkelheit.

Auf der Leichenhalle knarrte die Wetterfahne. Irgendwo raschelte es. Ein Stück Holz schlug rhythmisch gegen einen Stein. Sonst war es still.

Mitternacht!

Geisterstunde – Tageswende.

Die graue Zeit der Dämonen. Startpunkt für alles Unheil, für Leid, Schrecken und Tränen.

Es war die Stunde der Nachtgeschöpfe.

Jill Hanson hielt den Atem an. Sie spürte, daß gleich etwas geschah, ja, einfach geschehen mußte. Noch immer starrte sie auf das Grab. Der Schnee war völlig weggetaut und gab die braune Erde frei.

Erde, die sich bewegte. Erst aufgeworfen wurde und dann wieder zusammenfiel.

Jemand arbeitete unter der Erdoberfläche.

Der Tote?

Unvorstellbar, grauenhaft. Jill lief eine Gänsehaut über den Rücken. Sie krampfte ihre Hände zusammen, der Atem ging jetzt stoßweise, wurde als Dampfwolke von ihren Lippen geweht.

Die Erde bewegte sich wieder. Kein Frost konnte dem Druck standhalten. Was aus dem Grab herauswollte, das mußte heraus, da gab es kein Halten und kein Hindernis.

Heftiger wurde die Erde bewegt. Es war schon dicht unter der Oberfläche, drückte weiter – erschien.

Finger!

Von einer bleichen Totenhaut überzogen, mit Dreckkrumen unter den langen spitzen Nägeln. Haut, die wie weißes Pergament wirkte und fast durchsichtig war.

Jill Hanson versteifte sich.

Sie starrte auf die Hand, sah das Schreckliche mit eigenen Augen und wurde innerlich von der Angst aufgewühlt. Da packte die Hand zu.

Blitzschnell umklammerte sie Jill Hansons Fußknöchel!

***

Über fünfhundert Jahre sollte die alte Linde schon zählen. Ihr gewaltiger Stamm und die knorrigen Äste hatten bereits manchen Sturm überstanden, hatte den Unbilden der Natur getrotzt und sich auch nicht von Menschenhand zerstören lassen.

Die Linde war der Mittelpunkt des Friedhofes. Schon manchen hatte sie Schutz geboten. Vor Regen, Sturm und Hagel. Zahlreiche Legenden rankten sich um den Baum, Tatsache war aber, daß man ihn unter Naturschutz gestellt hatte.

Auch in dieser kalten Nacht bot die Linde jemanden Schutz vor neugierigen Blicken. Es war eine relativ kleine Gestalt, eingehüllt in einen langen Mantel, der eine capeähnliche Form hatte. Der Kragen war hochgestellt. Zwei kalte Augen beobachteten die Bewegungen des Mädchens, als es zu dem Grab des Großvaters ging.

In den Augen leuchtete Triumph. Der Unbekannte hatte seine Fäden gesponnen. Lange genug hatte er nach einem geeigneten Ort gesucht. Hier hatte er ihn gefunden. Tief in der Erde lagen die begraben, nach denen er forschte.

Die Nachzehrer!

Schon aus dem Mittelalter bekannte und gefürchtete Geschöpfe, die man für schlimmer hielt als die Vampire. Sie verbreiteten einen unermeßlichen Schrecken, und man hielt sie in der neueren Zeit für ausgestorben.

Doch das war ein Irrtum.

Man mußte die Nachzehrer nur zu finden wissen und ihre Kräfte neu wecken.

Der Mann hinter der Linde hatte dies getan. Jetzt wartete er auf den Erfolg des ersten Versuches.

Er war kein Unbekannter mehr im Reich der Finsternis. Er gehörte zu den Großen, war aber noch nicht stark genug, um die endgültige Macht an sich zu reißen. Er mußte im geheimen arbeiten, sonst machten ihm seine Gegner einen Strich durch die Rechnung. Denn er war – Myxin, der Magier!

***

Jill Hanson schrie auf. Sie wollte zurückweichen, doch die Klaue hielt sie eisern fest.

Jill stemmte ihr rechtes Bein in den Boden, bückte sich, um die Hand von ihrem linken Knöchel zu lösen.

Jill hatte zu lange gewartet.

Er war schneller.

Die Erde des Grabs wurde förmlich aufgesprengt, als der Tote herausstieg.

Alex Hanson, Jills Großvater, erschien!

Er war eine grauenhafte Gestalt, ein Nachzehrer, wie er in den alten Büchern beschrieben stand. Jedes Merkmal stimmte.

Seine Haut war in der Zeit noch nicht verwest. Sie hatte nur eine fahle kalkige Farbe angenommen. Im Gegensatz dazu stand das Lippenrot. Ebenfalls ein Hinweis darauf, daß man einen Nachzehrer vor sich hatte. Bei einem normalen Toten verschwindet das Lippenrot, bei einem Nachzehrer nicht. Auch schließt sich bei ihm nicht der Mund, und die Augen bleiben offen. All diese Merkmale trafen auf Alex Hanson zu.

Sein Leichenhemd klebte am Körper. Es war schmutzig und an einigen Stellen zerrissen, so daß die nackte Haut zum Vorschein kam. Spitz stachen die Schulterknochen hervor, die Wangen waren eingefallen, und die Hände bestanden nur aus Klauen.

Zwischen den Fingern spannte sich die Haut, ähnlich wie bei den in Sagen und Legenden erwähnten Meerungeheuern.

Bis zur Gürtellinie war der Nachzehrer bereits dem Grab entstiegen. Er schaute Jill an.

Sie zitterte vor Angst. All das Rufen und Locken war vergessen, sie war nur noch ein hilfloses Bündel Mensch in der Gewalt eines Monsters.

Schreckliche Laute drangen aus dem Mund der Bestie. Jill glaubte, einige Worte zu verstehen. Sie klangen wie: »Komm her. Ich will dich in meinem Grab haben. Folgen… alle werden mir folgen…«

Kalt wie Stein war die Klaue an ihrem Knöchel. Und eisern hielt sie fest.

Jill beugte sich zurück, zog und zerrte, wollte den stählernen Griff

sprengen, doch das Ungeheuer hatte die Kraft der Hölle. Jill konnte dagegen nichts ausrichten.

Ein Ruck – und sie fiel nach vorn.

Genau auf den lebenden Toten.

Das Mädchen wimmerte. Die Todesangst drohte sie zu überschwemmen wie eine riesige Woge. Jetzt griff die andere Hand auch noch zu. Jill fühlte die Totenklaue in ihrem Nacken. Ihr Kopf wurde nach vorn gepreßt gegen das Erdreich. Dreckkrumen drangen in ihren Mund, in die Nasenlöcher.

Plötzlich hörte sie ein Schmatzen.

Die Angst steigerte sich in Panik.

Jemand zerrte an ihrer Kleidung, fraß sie regelrecht auf.

Jill verstand nichts mehr. Sie hatte noch nie in ihrem Leben etwas über die Nachzehrer gelesen, diese Mischung aus Ghoul und Vampir. Nachzehrer zerren, sind sie einmal tot, ihre unmittelbaren Verwandten hinter sich her. Sie nehmen sie mit ins Grab.

Lebend!

Jill Hanson gelang es, für einen winzigen Moment den Kopf zu drehen. Sie sah in das Gesicht der Leiche und erkannte, daß eine graue Zunge über die roten Lippen fuhr.

Der Nachzehrer leckte sich die Lippen…

Auch das wurde in den Überlieferungen erwähnt.

Jill merkte, daß sie tiefer sank. Das Erdreich nahm sie auf. Sie spürte die Kälte des Todes, hörte nach wie vor das Schmatzen des Nachzehrers und verschwand in dem feuchten, kalten Grab. In den Augen des dämonischen Beobachters jedoch glomm der schreckliche Triumph…

***

Beerdigungen sind mir immer unangenehm. Ich glaube, da geht es mir nicht anders als anderen Menschen.

Ein komisches Gefühl bleibt bei mir immer nach einem Friedhofsbesuch zurück. Menschen, die sich auf einem Friedhof wohl fühlen, sind mir noch nicht begegnet. Außer den Toten natürlich.

Ich habe beruflich mit Totenackern und Friedhöfen oft genug zu tun, aber daran gewöhnt habe ich mich bis heute noch nicht. Das können Sie mir glauben.

Meinem Freund Bill Conolly geht es übrigens ebenso.

Zu dieser Beerdigung mußten wir. Es war ein dienstlicher Auftrag. Ein Kollege von mir war vor einer Woche gestorben. Auf eine grausame Art und Weise.

Er hatte im Londoner Hafen einige Dealer überwachen sollen. Er war entdeckt worden. Dann schlugen die Dealer zu und erschossen ihn.

Die Dealer waren gefaßt, doch der Kollege hinterließ eine Frau und

zwei halbwüchsige Kinder.
Bill kannte Hank Thormer ebenfalls, und deshalb hatte er mich begleitet.
Hank Thormer wollte nicht in London beerdigt werden, sondern in seinem Heimatort Gatway.
Er war dort geboren und auch zur Schule gegangen, bevor er sich entschloß, in den Polizeidienst einzutreten.
Gatway liegt in Wales, diesem Land mit der bodenständigen Bevölkerung, den unaussprechlichen Namen und einer Vergangenheit, die weit bis in die Zeit der Kelten hineinreicht.
An diesem kalten Spätvormittag war Suko nicht dabei. Er kannte den Kollegen nicht. Außerdem hatte er in London zu tun.
Wie schon erwähnt, Bill Conolly begleitete mich.
Wir waren in den frühen Morgenstunden losgefahren, um pünktlich zu sein. Den Kranz hatte ich abgegeben.
In die Trauerhalle kamen wir nicht mehr hinein. Zu viele Menschen stauten sich dort.
Wir warteten draußen auf dem kiesbestreuten Vorplatz.
Über uns knarrte in regelmäßigen Abständen eine Wetterfahne. Erst hatte mich das Geräusch gestört, doch nun gewöhnte ich mich daran.
Langsam schritten Bill und ich auf und ab.
Wir rauchten und redeten über die letzten Fälle.
Vor allen Dingen die Vampirgeschichte hatte es Bill angetan. Damals waren Sheila, seine Frau, und Johnny, sein kleiner Sohn, von den Blutsaugern entführt worden.
Wir sprachen aber auch über unseren letzten Urlaub, der plötzlich gar keiner mehr war, da uns die Riesenameisen einen Strich durch die Rechnung machten.
»Hank Thormer war ein feiner Kerl«, sagte Bill und trat die Zigarettenkippe aus.
Ich blieb stehen. »Wem sagst du das?«
Bill schaute in die Luft. »Denkst du nicht auch manchmal daran, John?«
»Woran?«
»Daß es auch dich erwischen kann.«
»Oft genug, Bill. Vor allen Dingen, wenn ich einen Fall heil überstanden habe. Dann stellt sich automatisch die Frage, ob es vielleicht der letzte gewesen ist.«
»Ein mieses Gefühl ist das«, sagte Bill.
»Das kannst du wohl laut sagen. Aber es ist nun mal nicht zu ändern.«
Bill Conolly gab mir recht. »Aussteigen kannst du aus deinem Job nicht mehr, John!«
»Das will ich auch nicht«, erwiderte ich. »Außerdem lassen es meine

Gegner nicht zu. Ich weiß zuviel von ihnen. Es ist nicht so, daß ich – wenn ich einmal die Altersgrenze erreicht habe – pensioniert werde, nein, ich kann nie Ruhe finden.«

»Aus dem Blickwinkel habe ich die Sachlage noch gar nicht betrachtet«, gab mein Freund zu.

»Das muß man aber.«

Wir schwiegen in den nächsten Minuten und beobachtete die Wolken, die der Wind über den grauen Himmel trieb. Es roch nach Schnee. Dieser Winter war verdammt lang und hart.

Die Trauerfeier hatte schon begonnen. Chiefinspektor Ransome, der unmittelbare Vorgesetzte des toten Polizisten, war als offizieller Begleiter nach Gatway gefahren. Außerdem noch einige Uniformierte, die als Sargträger fungierten.

Der Friedhof lag außerhalb des Ortes in einem malerischen Tal. Im Sommer war es hier bestimmt prächtig.

Im Westen begannen die Black Mountains, die Schwarzen Berge. Das Gestein war nicht etwa schwarz, sondern der Name des Gebirges stammte von den dunklen Wäldern her, die die Berghänge bedeckten.

Von Gatway kannten wir nur die Hauptstraße und eine alte Steinbrücke, die über einen halb zugefrorenen Bach führte. Auf den schmalen Straßen in der Umgebung lag eine zum Teil festgefahrene Schneedecke. Die Wagen brauchten Winterreifen.

Ich hatte auf meinen Bentley ebenfalls welche aufziehen lassen.

Außer uns hielten sich noch einige Menschen vor der Leichenhalle auf. Sie froren wie wir.

Bill meinte: »Hoffentlich schneit es nicht auf der Rückfahrt.«

Ich grinste. »Wenn Engel reisen…«

»Ja, das schon. Aber heute reist nur einer. Nämlich ich.«

»Hast du Sheila angerufen?« Ich wechselte das Thema.

Bill nickte. »Ja, als du in der Trauerhalle warst und den Kranz abgegeben hast. Sie erwartet uns am Abend zurück.« Bill rümpfte die Nase und drückte seine Pelzmütze fester auf den Kopf. »Hast du einen neuen Fall am Hals?«

»Nein, aber Suko kümmert sich da um eine Sache.«

»Interessant?«

»Keine Ahnung.«

»Worum geht es denn?«

Ich wurde einer Antwort enthoben, denn die Tür der Leichenhalle wurde geöffnet. Die beiden Flügel schwangen herum, und im nächsten Moment erschienen die sechs Träger mit dem Sarg. Es gab hier keinen Wagen, der die Särge zu den Gräbern transportierte.

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, und ich preßte die Lippen zusammen. Den Mann, der jetzt in dem Sarg lag, hatte ich gut gekannt. Hank Thormer war ein feiner Kerl gewesen. Er hatte immer

von seinem geliebten Wales gesprochen, wohin er nach seiner Pensionierung zurückkehren wollte.

Jetzt war er zurückgekehrt, anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Dem Sarg folgte der Priester mit zwei Meßdienern. Dahinter gingen die Witwe, eine tief verschleierte brünette Frau, und die beiden Kinder. Mrs. Thormer weinte. Sie hielt ihr Taschentuch gegen den Schleier in Höhe der Augen gepreßt.

Dann folgten die zahlreichen Trauergäste. Viele Menschen aus dem Ort, denn Thormer war in Gatway immer noch bekannt gewesen, obwohl er schon lange nicht mehr dort gewohnt hatte.

Gemächlich schritten wir auf die Menschenschlange zu und reihten uns ein.

Vor uns gingen zwei Frauen. Sie waren schon älter und trugen beide Blumen. Sie unterhielten sich in ihrem walisischen Dialekt.

»Ja, Jill ist verschwunden, so glaube mir doch, Amy.«

Die mit Amy Angeredete schüttelte den Kopf. »Ich kann das einfach nicht begreifen. Sie war doch sonst immer so auf Zack. Ein liebes Kind. Nicht so verdorben wie die anderen, hat sich nicht herumgetrieben und wollte auch nicht unbedingt in die Stadt.«

»Aber hast du denn nicht gesehen, wie sie in den letzten Wochen verfallen ist?«

Amy nickte. »Natürlich. Seit dem Tode ihres Großvaters.«

»Sie hat sehr an ihm gehangen.«

»Ich kann mich noch genau an seine Beerdigung erinnern«, flüsterte Amy eifrig. »Es war ein ergreifender Abschied.«

»Hör auf damit! Ich sehe den Alten jetzt noch vor mir. Augen und Mund offen – widerlich sah er aus. Und weißt du, was mir der Pfarrer erzählt hat?«

»Nein.«

»Sie haben ihn so begraben. Mit offenen Augen und offenem Mund. Die ließen sich einfach nicht schließen.«

Die Frauen verstummten und schritten schweigend weiter.

Unter unseren Füßen knirschte der Kies. Ich maß der Unterhaltung keine große Bedeutung bei. Dorfklatsch, mehr nicht.

Später jedoch sollte ich noch auf eine sehr unangenehme Art und Weise an den Dialog der beiden Frauen erinnert werden.

Ich ließ meine Blicke hin und wieder über das Gelände schweifen. Der Friedhof bestand aus einem alten und einem neuen Teil. Der alte Teil wirkte geheimnisvoll. Da standen die hohen Bäume mit ihren breiten Ästen und Zweigen, die sie wie Schutzschirme über die Grabreihen legten.

Der neue Teil jedoch wirkte supermodern – und kalt. Gräber lagen nebeneinander wie mit dem Lineal gezogen, die Wege waren mit Kies bestreut und die Seiten zu den Gräbern hin durch Steine abgegrenzt.

Es war ruhig in der Trauerschlange. Nur das Scharren der Füße bildete ein monotones Geräusch. Ein paar Krähen segelten von Baum zu Baum. Ich sah auch Spatzen, die sich um einen Brotkrumen stritten.

Wir bogen nach links in das Gräberfeld ab. Dort lag das Grab des verstorbenen Hank Thormer.

Die Schlange blieb stehen. Die ersten mußten die letzte Ruhestätte bereits erreicht haben. Sehen konnte ich es aber nicht, da mir durch zahlreiche Trauergäste die Sicht verdeckt war.

Die Teilnehmer der Beerdigung bildeten einen großen Halbkreis. Jetzt gelang es mir, einen Blick über die Köpfe der Leute zu werfen. Die Träger hatten den Sarg abgestellt. Geschickt zogen zwei Hilfskräfte Seile unter die Totenkiste.

Es war still geworden. Nur der Wind rüttelte an schwachen Ästen und fuhr durch die Büsche. Hin und wieder hörten wir das Schluchzen der Frauen. Die Männer bissen die Zähne zusammen. Vor allen Dingen die Polizisten.

Wir dachten wohl alle das gleiche in diesen Minuten. Daß irgendwann einmal auch wir an der Reihe wären. An uns konnten die Versicherungen kein Vermögen verdienen.

Chiefinspektor Ransome hielt die erste Trauerrede. Er sprach von dem Toten als Freund und pflichtbewußten Beamten, der sein Leben bei der Erfüllung seines Dienstes verloren hatte.

Danach fragten allerdings die Witwe und die beiden zurückgebliebenen Kinder nicht.

Ich verspürte immer einen schalen Geschmack im Mund, wenn ich diese Art von Reden hörte.

Auch Bill Conolly verzog das Gesicht. Mein Freund dachte ähnlich wie ich.

Dann sprachen der Pfarrer und der Bürgermeister von Gatway. Eine halbe Stunde verging.

Die ersten Blumen wurden in das Grab geworfen, nachdem der Sarg in der kalten Erde stand. Die Witwe mußte gestützt werden. Sie weinte herzzerreißend.

Langsam gingen die Trauergäste vor. Bill und ich schlossen uns der Reihe an. Wir waren so ziemlich die letzten, die dann vor dem offenen Grab standen. Die meisten hatten sich bereits zurückgezogen und schritten dem Ausgang entgegen.

Ich nahm die kleine Schaufel zuerst, stach das Blatt in den Lehmhügel und ließ die gelbbraune Erde auf den Sarg fallen. Es polterte dumpf.

Ich stand einige Sekunden bewegungslos wie ein Denkmal, dachte noch einmal über den Kollegen nach und murmelte einen letzten Gruß.

Dann machte ich Platz für Bill Conolly.

Die Witwe stand etwas abseits. Schmerzgebeugt. Sie sah nicht auf, als ich ihr die Hand drückte und mein ehrliches Beileid aussprach. Den Kindern strich ich über das Haar.
Ach verdammt, ich kam mir so hilflos vor. Ich wollte tröstende Worte sagen, doch mir fiel nichts ein. Ich empfand all diese Phrasen als leeres Gewäsch.
Ein Freund stand bei der Witwe und hielt ihren Arm. Ich kannte den Mann nicht.
Er stellte sich mir als Lester Hanson vor.
Auch ich murmelte meinen Namen, wartete, bis Bill das gleiche getan hatte, und dann gingen wir.
Dumpf dröhnten unsere Schritte auf den Holzbohlen, die den Weg zum Grab markierten.
Ich warf einen Blick über die Schulter zurück und sah, daß auch die Witwe mit den beiden Kindern ging. Lester Hanson begleitete sie. Die drei nahmen einen anderen Weg.
Bill und ich waren allein.
»Sollen wir noch zu der Trauerfeier gehen?« fragte Bill.
Ich schaute auf die Uhr und blieb dabei dicht vor einem anderen Grab stehen. »Ja.«
»Okay.«
Bill Conolly war bereits einen Schritt vorgegangen, als ich das Geräusch hörte.
Es war ein widerliches Schmatzen und Lecken!
Plötzlich standen mir die Haare zu Berge, und eine Gänsehaut rann über meinen Körper.
Das Schmatzen – es war direkt aus dem Grab neben mir gekommen!

***

Bill Conolly bliebe stehen, drehte den Kopf und schaute mich stirnrunzelnd an. »Was ist?«
»Komm her!« flüsterte ich.
Noch immer lag die Gänsehaut auf meinem Körper. Ich war sicher, daß ich mich nicht verhört hatte.
Bill trat neben mich. »Was ist denn?« wiederholte er seine Frage.
Ich erklärte es ihm.
Mein Freund schaute mich an, als ob er einen Geisteskranken vor sich hätte.
»Das gibt’s doch nicht«, sagte er leise. »Du mußt dich geirrt haben, John.«
Stur schüttelte ich den Kopf, und dann erhielt ich den Beweis.
Wieder hörte ich das Schmatzen. Diesmal auch Bill Conolly. Mein Freund wurde blaß. Jetzt sah ich bei ihm die berühmte Gänsehaut.
»Nun?«

Bill schluckte, bevor er antworten konnte. »Du – du hast recht, John. Das Schmatzen kommt aus dem Grab.«

Ich ging in die Knie, schaute mir das Grab genauer an. Es war noch relativ frisch, konnte eigentlich nicht älter als einen Monat sein. Trotzdem sah es anders aus als die anderen Gräber in der Reihe, die ungefähr zur gleichen Zeit angelegt worden waren.

Die Oberfläche war aufgewühlt und nur unvollständig zurechtgedrückt worden. So, als wäre jemand diesem Grab entstiegen.

Nicht zum erstenmal war ich mit diesen schrecklichen Dingen konfrontiert worden. Ich kannte mich mit lebenden Toten aus, mit Zombies und Widergängern. Bereits bei meinem ersten Einsatz vor einigen Jahren hatte ich mich mit den lebenden Toten auseinandersetzten müssen. Damals waren sämtliche Leichen eines Dorffriedhofs aus ihren Gräbern gestiegen.[1]

Ich stand wieder auf.

»Der Tote, der hier begraben liegt, heißt Alex Hanson«, sagte Bill Conolly. »Ich habe den Namen auf dem Kreuz gelesen.«

Hanson! Der Name kam mir bekannt vor. So hieß doch auch der Begleiter von der Witwe.

Fest schaute ich meinen Freund an.

»Wenn mich nicht alles täuscht, Bill, wird es heute wohl noch nichts mit unserer Rückreise. Ich muß dieses Geheimnis lüften.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, erwiderte mein Freund.

***

Schweigend gingen wir zum Parkplatz, stiegen in meinen Bentley und rollten in den Ort.

Malerisch sah die kleine Steinbrücke aus, über die wir fuhren. Rechts davon sahen wir die romanische Kirche. Die Grundmauern und der Turm standen noch. Alles andere war neu aufgebaut worden. Zum Glück hatten sich die Wolken etwas verzogen. Hin und wieder lugte der blaue Himmel durch die graue Schicht.

Viel Autoverkehr herrschte nicht. Gatway war ein sauberer Ort. Mit einer Hauptstraße und einige Nebenstraßen. Es gab einen Marktplatz, zwei Hotels und ein großes Gasthaus, in dem sich die Trauergäste versammelt hatten. Wir wollten ja erst nicht an der Totenfeier teilnehmen, doch jetzt mußte ich mit einigen Leuten reden.

Meinen Spezialkoffer hatte ich zum Glück im Kofferraum des Wagens.

Auf der Mitte des Marktplatzes stand ein alter Brunnen. Er hatte eine fünfeckige Form. Mehrer Bänke kreisten den Brunnen ein. Jetzt lag auf dem lackierten Holz eine Schneeschicht.

Wir fanden einen Parkplatz. Ich ließ den Bentley in die Lücke zwischen zwei Schneehaufen hineinrollen.

Wir waren nicht die letzten. Einige Trauergäste schritten die Stufen zu der zweiflügeligen Gasthaustür hoch.

Wir gingen hinterher.

Bill fragte: »Meinst du, daß dir dieser Lester Hanson eine Antwort auf deine Fragen gibt?«

»Warum nicht?«

Bill runzelte die Stirn. »Du kennst doch die Dörfler, John. Die sind oft sehr verschlossen.«

Ich blinzelte in die fahle Sonne. Sie stand hoch über den Black Mountains, wärmte aber kaum. Im Januar hatte der Glutball eben doch nicht die richtige Kraft.

»Meiner Meinung nach ist dieser Hanson ein vernünftiger Mensch. Er wird sich bestimmt nicht sträuben.«

»Aber du willst das Grab aufbrechen.«

»Erst einmal abwarten.« Ich schritt die Stufen hoch, und mein Freund folgte mir.

Stimmengewirr und Tabakrauch empfingen uns. Der Qualm legte sich schwer auf unsere Atemwege. Die niedrige Decke und das dunkle Holz gaben der Gaststätte einen gemütlichen Touch. Die Theke war belagert. Zahlreiche Männer tranken dort ihr dunkles Bier. Wir wurden angeschaut, und als wir grüßten, nickte kaum jemand.

Für die Dörfler waren wir Fremde. Zudem hatten die Waliser ihre Eigenheiten. Und da stand das Mißtrauen ganz oben auf der langen Liste.

Der Gesellschaftsraum schloß sich hinter dem Gastzimmer an. Drei Tische waren in U-Form aufgestellt. Weiße Decken lagen auf den Tischplatten. Die Witwe saß mit ihren beiden Kindern am Mitteltisch. Sie hielt den Kopf gesenkt. Flankiert wurde sie von Lester Hanson und dem Bürgermeister. Die offiziellen Yard-Vertreter waren bereits wieder in Richtung London gefahren.

Ich sah einige nicht besetzte Stühle.

»Halt mir bitte einen Platz frei«, sagte Bill. »Ich telefoniere eben mit Sheila.«

»Was willst du ihr sagen?«

»Alles – nur nicht die Wahrheit. Du weißt doch, wie sie ist. Die vergeht vor Angst.«

Da hatte Bill recht. Sheila, seine Frau, wollte es nicht, wenn er sich in meine Fälle einmischte. Ich stand immer mit einem Bein im Grab, und auch für Bill Conolly wurde es meistens lebensgefährlich.

Irgendwie konnte ich Sheila verstehen, aber ich verstand auch Bill. In seinem Blut floß die Abenteuerlust. Außerdem war er Reporter und von Natur aus neugierig.

Ich nahm Platz.

Lester Hanson sah mich und nickte mir zu. Ich grüßte zurück. Stören

wollte ich ihn jetzt nicht. Nach dem Trauermahl fand sich bestimmt Zeit, mit ihm zu reden.

Neben mir saß ein rothaariger Mann mit Händen wie Baggerschaufeln. Er trug einen dunklen Anzug, der gut in ein Museum gepaßt hätte. Der Mann warf mir einen Blick zu, sagte aber nichts.

Ich schwieg ebenfalls.

Dann kam Bill zurück. Er hatte die Stirn in Falten gelegt und zog ein nachdenkliches Gesicht. Aufatmend nahm er auf dem Stuhl neben mir Platz.

»Was hat sie gesagt?« fragte ich.

Bill lachte freudlos. »Sie glaubt mir kein Wort. Ich habe gesagt, wir hätten einen Bekannten getroffen, wollten noch etwas zusammensitzen und erst morgen fahren. Sie sagte, du ziehst die Dämonen an wie das Licht die Motten.«

Ein junges Mädchen schenkte Tee ein. »Möchten Sie sonst noch etwas trinken?«

Bill und ich bestellten Whisky.

»Hat Sheila denn gesagt, daß du zurückfahren sollst?«

Bill nahm einen Schluck Tee. »Nicht direkt.«

Ich hob die Schultern. »Nun ja, vielleicht ist auch alles nur harmlos.«

»Mal sehen.«

Unser Whisky kam. Wir tranken ihn langsam. Zusammen mit dem heißen Tee wärmte er uns durch. Die Bedienung stellte Kuchen auf den Tisch, und jetzt kamen auch einige Männer von der Theke.

Lester Hanson stand auf. Er flüsterte der Witwe etwas ins Ohr und ging um den Tisch herum. Wie ich sah, schlug er den Weg zu den Toiletten ein.

Ich erhob mich ebenfalls. Mit Hanson traf ich außerhalb des Gastzimmers zusammen. Er war ein stattlicher Mann von etwas fünfzig Jahren, hatte dichtes, schwarzes Haar und dies zu einem Scheitel gekämmt. Die Augenbrauen waren buschig, die Nase kräftig und der Mund schmal.

»Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen, Mr. Hanson?« fragte ich ihn.

Er überlegte. »Ich weiß nicht. Mrs. Thormer braucht mich in diesen schweren Augenblicken.«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

Er lächelte. »Ich habe mir schon gedacht, daß Sie ein Kollege von Hank sind. Gut, meinetwegen. Wo?«

Ich entdeckte einen freien Tisch nicht weit von der Theke entfernt. Dort nahmen wir Platz.

Lester Hanson zündete sich eine dicke Zigarre an. Ich mußte schon beim Zusehen husten, so qualmte sie.

»Okay, Oberinspektor, was wollen Sie wissen?«

Ich fuhr mir über die Stirn. »Es hört sich an wie ein Märchen, was ich Ihnen jetzt erzähle, es ist aber keins, sondern die reine Wahrheit. Als wir von der Beerdigung kamen, passierte folgendes.«

Ich berichtete haargenau, was Bill und mir widerfahren war. Lester Hanson hörte geduldig zu. Er gab sich jedoch nur äußerlich ruhig, innerlich mußte er sehr erregt sein. Seine Augenlider flatterten, und seine Lippen wurden sehr schmal. Er klemmte die Zigarre so stark zwischen die Finger, daß ich schon befürchtete, er würde sie zerbröckeln.

»Und warum fragen Sie mich, Oberinspektor?«

»Ganz einfach. Der Name Hanson stand auf dem Grabkreuz.«

Jetzt senkte der Mann den Kopf. Er starrte auf die Tischplatte und hob die Schultern. Seine Zigarre legte er in den Aschenbecher.

»Was ist mit Ihnen?« fragte ich. Daß ihn etwas bedrückte, sah ein Halbblinder.

Ich schaute auf, weil ein Schatten über uns fiel.

Es war Bill Conolly. Er brachte den Whisky mit. Ich rutschte zur Seite, so daß Bill sich setzen konnte.

Lester Hanson hob den Kopf. Ich stellte meinen Freund vor, glaubte aber, daß Hanson gar nicht richtig zuhörte. Er war mit seinen Gedanken woanders.

»Was ist passiert? So reden Sie doch, Mr. Hanson«, drängte ich den Mann.

Er hob nur die Schultern. Als sich unsere Blicke begegneten, sah ich es in seinen Augen feucht schimmern. Den guten Mann mußte eine schwere Bürde drücken.

»Bitte, sagen Sie, was geschehen ist, Mr. Hanson. Sie können zu uns Vertrauen haben. Reden Sie, auch wenn Ihnen die Dinge noch so unwahrscheinlich erscheinen.«

»Sie sind fremd, Mister…«

»Aber wir wollen Ihnen helfen.«

»Kann das denn jemand?«

»Lassen Sie es doch darauf ankommen.«

Er überlegte und nickte dann. »Gut, Oberinspektor, Sie haben mich überzeugt. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Noch nie habe ich mit einem Fremden darüber geredet, aber jetzt muß es sein. Vielleicht ist es auch besser, und man kann eine Lösung finden.«

Er zündete sich seine Zigarre wieder an und begann zu reden. »Das alles begann mit dem Tod meines Vaters vor ungefähr drei Wochen. Wir wohnen nicht weit vom Friedhof entfernt in einem großen, alten, ererbten Haus. Ich habe drei Kinder. Jill, das Mädchen, und die beiden Jungen Gaylord und Michael. Jill ist die Älteste. Sie hat sehr an ihrem Großvater gehangen und ihn gepflegt, als er krank war. Bis zum Tod hat sie an seinem Sterbebett gesessen. Als er starb, ging es auch mit

Jill rapide bergab. Sie veränderte sich, verlor an Gewicht und wurde auch seelisch krank. Aus dem lebenslustigen Mädchen – man kann sagen – wurde ein Wrack. Und das mit fünfundzwanzig Jahren. Natürlich stellten wir Fragen, aber sie antwortete nie.«

»Haben Sie einen Arzt aufgesucht?« stellte ich die Zwischenfrage.

»Der konnte nichts feststellen.«

»Was geschah weiter?«

»Unsere Tochter alterte zusehends. Sie vernachlässigte ihre Arbeit, war oft am Grab des Großvaters zu finden und hielt sich dort stundenlang auf. Die Menschen im Dorf redeten schon über sie. Man sprach bereits von einer Geisteskrankheit. Sie wissen ja, wie die Leute sind, Oberinspektor.«

Mir fiel etwas ein. Ich dachte an das Gespräch, das die beiden Frauen vor mir geführt hatten, als wir zum Grab gingen. Ich berichtete Lester Hanson davon.

Er nickte. »Ja, da haben die Klatschtanten über Jill geredet.«

Ich bat ihn, weiter zu erzählen.

»Meine Frau und ich versuchten, mit Jill zu reden. Meistens gab sie keine Antwort, aber wenn sie etwas sagte, dann klang es schon mehr als seltsam.«

»Was, zum Beispiel?« Die Frage stellte Bill.

Lester Hanson warf meinem Freund einen gequälte Blick zu. Jill redete so, als wäre ihr Großvater noch am Leben. Angeblich brauchte er sie. Wir fragten daraufhin, woher sie das wisse. Sie lächelte verklärt und erwiderte: »Ich höre sein Rufen. Er gibt mir aus dem Grab heraus bescheid.«

Lester Hanson schwieg, und auch Bill und ich sprachen kein Wort. Beide hingen wir unseren Gedanken nach. Ich dachte an lebende Tote, an sogenannte Zombies. Sollte der alte Hanson ein Zombie gewesen sein? Daß er ein Ghoul war, hielt ich für ausgeschlossen. Ghouls sind Dämonen, aber Hanson war ein Mensch.

Oder?

»Wie hat sich Ihr Vater benommen?« wandte ich mich an Lester Hanson.

Er schaute mich verständnislos an. Ich präzisierte die Frage. »War er in seinem Leben irgendwie anders als ein normaler Mensch? Hat er sich für okkulte Dinge interessiert oder einem magischen Zirkel angehört, der sich mit Totbenbeschwörungen befaßt?«

»Nein«, antwortete Lester Hanson. »Nie. Jedenfalls habe ich nichts davon bemerkt.«

Ich sagte: »Da fällt mir noch etwas ein, Mr. Hanson. Diese Frauen haben sich auch über Ihren Vater unterhalten. Sie sprachen davon, daß er mit offenem Mund und ebenfalls geöffneten Augen begraben worden sei. Stimmt das?«

»Ja, das war in der Tat der Fall.«

Plötzlich schlug Bill mit der flachen Hand auf den Tisch, so daß die leeren Whiskygläser hüpften. »Ich hab's!« rief er und senkte dann seine Stimme. »Dieser Mann ist ein Nachzehrer!«

»Ein was?« flüsterte Lester Hanson.

»Nachzehrer«, wiederholte Bill Conolly lehnte mich zurück. Wenn Bill Conolly mit seiner Vermutung recht behielt, standen uns böse Zeiten bevor. Nachzehrer sind mindestens so schlimm wie Vampire.

Bisher hatte ich mit dieser Dämonenabart noch nichts zu tun gehabt, nun aber mußten wir uns darauf einstellen, immer vorausgesetzt, daß Bill recht behielt.

»Was sind das für Geschöpfe?« wollte Lester Hanson wissen.

Bill erklärte es, während ich ruhig zuhörte und bereits über eine Graböffnung nachdachte.

»Nachzehrer«, sagte mein Freund, »sind schreckliche Geschöpfe und eine Abart der Vampire oder Wiedergänger. Er heißt, daß sie Menschen, in der Regel Angehörige, nach dem Tod zu sich ins Grab ziehen. Verantwortlich dafür ist die Gier des Nachzehrers nach dem Leben. Er kann nicht überwinden, tot zu sein. Er saugt den anderen ebenfalls das Leben aus. Dabei bereitet er alles genau vor, und es dauert etwas, bis sein Opfer ihm ins Grab folgt. In fernzauberischer Weise zehrt er die Lebenskraft aus, er zerrt dabei an Gliedern und Kleidern und zieht die Verwandten so nach. Besonders gefährdet ist derjenige, der schon im Leben dem Toten sehr nahegestanden und ihm bei der Beerdigung etwas in den Sarg gelegt hat.«

»Aber das ist ja schrecklich«, flüsterte Lester Hanson. Er war blaß wie eine Kinoleinwand.

Doch Bill Conolly war noch nicht fertig. Er redete weiter. »Oft ist der Nachzehrer schon im Leben eine unheimliche und böse Person. Aber zum Nachzehrer kann auch jeder harmlose Tote werden, wenn man nicht bei der Einkleidung und Sarglegung verhütet, daß ihm irgend etwas von der Kleidung zu nahe an den Mund gerät. Man glaubt, daß dann die ganze Familie nachstirbt.«

Lester Hanson stöhnte qualvoll auf. »Glauben Sie denn, daß meine Tochter solch ein Nachzehrer ist?«

Ich mischte mich ein. »Ihre Tochter vielleicht nicht…«

»Aber mein Vater!«

»Wir müssen es leider annehmen«, erwiderte ich.

Lester Hanson sah uns mit flackernden Augen an. »Und was soll ich nun machen?«

Ich lächelte. »Wir, Mr. Hanson.« Ich zündete mir eine Zigarette an. Auch Bill nahm ein Stäbchen. »Wir müssen das Grab Ihres Vaters öffnen.«

»Nein!«

»Doch, Mr. Hanson. Nur dann können wir erkennen, ob wir in Ihrem Vater einen Nachzehrer vor uns haben.«
»Aber woran sehen Sie das?«
»Beweis Nummer eins war das Schmatzen, das wir vernommen haben. Ein widerliches Geräusch, sage ich Ihnen. Im Mittelalter – so sagte es die Überlieferung – hat man Gräber nach Nachzehrern geöffnet. Man sah sie in den Gräbern liegen, und sie haben ihre Kleidung aufgegessen. Und manchmal nicht nur die Kleidung, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
Lester Hanson senkte den Kopf. »Ja, Oberinspektor, ich verstehe sehr gut.«
»Geben Sie denn Ihre Einwilligung für eine Graböffnung?« fragte ich.
»Wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben. Mein Gott, was wird meine Frau dazu sagen?«
»Wir werden es nicht erzählen«, sagte ich.
»Sind Sie denn überhaupt berechtigt, ein Grab zu öffnen?« fragte mich der Mann.
»Ja, ich habe einen Sonderausweis von Scotland Yard. Eine Erlaubnis brauche ich also nicht.«
»Und wann sollen wir damit beginnen?«
»Am besten, wenn es dunkel wird. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mr. Hanson. Wir fahren zu Ihnen nach Hause und bleiben dort bis zur Dunkelheit. Das wird nicht lange dauern. Sagen Sie Ihrer Frau und Ihren Kindern nichts.«
»Nein, nein, Elisa hat sowieso noch hier in den Gasthaus zu tun. Sie hilft ein wenig und kommt erst gegen Abend zurück.«
Ich lächelte. »Dann wäre ja alles klar.«
Lester Hanson stand auf. »Ich werde mich nur von den anderen verabschieden.« Er schritt wie ein alter, gramgebeugter Mann davon. Zahlreiche Augenpaare schauten ihm nach. Man hatte uns bei dem Gespräch mit Hanson beobachtet und die Ohren gespitzt. Doch ich hatte dafür gesorgt, daß die Neugierigen nichts mitbekamen.
Wir wollten zahlen. Man sagte uns, daß die Witwe Thormer dies bereits erledigt habe.
Trotzdem gab ich der Bedienung ein Trinkgeld. Das Mädchen machte sogar noch einen Knicks.
»Wie siehst du die Sache?« fragte mich mein Freund.
Ich drückte die Zigarette aus. »Wenn wir es wirklich mit dem Phänomen der Nachzehrer oder Nachzieher zu tun haben, dann wollen wir nur hoffen, daß es ein einzelner ist.«
»Willst du ihn töten?«
»Ja, wie einen Vampir.«
Bill Conolly wischte sich über die Stirn. »Ich hoffe für Lester Hanson, daß seine Tochter nicht zu diesen Geschöpfen gehört. Ich glaube, er

würde es nicht überstehen.«
»Man weiß nie.«
Hanson kam zurück. Seine Frau begleitete ihn. Sie war eine schlanke Person mit einem lieben Gesicht und gütigen Augen. Ihre schmale Hand wirkte zerbrechlich wie Glas.
»Das sind die beiden Herren, von denen ich dir berichtet habe, Elisa.«
Wir erhoben uns.
Lester Hanson erklärte: »Meine Frau ist zwar fast fertig, aber sie will sich noch um die Witwe kümmern. Sie kommt nach. Jemand aus dem Ort fährt sie.«
»Vielen Dank, Madam, daß Sie uns die Gastfreundschaft gewähren«, sagte ich.
»Aber das ist selbstverständlich, wenn Sie etwas mit meinem Mann zu besprechen haben. Sie entschuldigen mich jetzt.«
Elisa Hanson verschwand.
»Ich habe ihr natürlich nichts erzählt«, sagte Lester. »Sie wäre sonst in Ohnmacht gefallen.« Lester hob die Schultern und machte ein sorgenvolles Gesicht.
Bill schlug auf die Stuhllehne. »Fahren wir?«
»Okay.« Wir nahmen unsere Mäntel und verließen das alte Gasthaus.

***

Lester Hanson blieb vor dem Bentley stehen. Er trug einen langen grauen Wintermantel und hatte die Hände in den Taschen vergraben. Wie eine Katze um den heißen Brei, so schlich er um den Silbergrauen herum, dessen Fahrertür ich gerade aufschloß.
»Von solch einem Wagen träume ich«, kommentierte er. »Und das wird wohl immer ein Traum bleiben.«
Bill zeigte auf mich. »Keine Angst, Mr. Hanson, bei Oberinspektor Sinclair läuft der Wagen auch mehr auf Wechsel als auf seinen eigenen vier Rädern.«
Beim Einsteigen sagte ich: »Du mußt es ja wissen.«
Bill nahm neben mir Platz, und Lester Hanson setzte sich in den Fond. Ich rangierte den Wagen aus der Parklücke und schaltete Gebläse und Heizung auf die höchste Stufe, da es ziemlich kalt geworden war.
»Wo muß ich herfahren?«
»In Richtung Friedhof, Oberinspektor. Sie kennen den Weg?«
Ich nickte.
Einige Leute schauten uns nach, als wir durch das Dorf fuhren. Ich bog dann ab und rollte auf die Steinbrücke zu, die den schmalen Bach überspannte.
Obwohl wir erst frühen Nachmittag hatten, sank die Sonne bereits tiefer. Der Himmel war fast völlig klar. Wir würden in der Nacht Frost

bekommen, das war jetzt schon sicher. Die Hänge der Black Mountains waren mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, ebenso die Zweige und Äste der Tannen.

Die Wegdecke war zum Teil aufgerissen. Frosteinbrüche trugen dafür die Verantwortung.

Wir rollten auf das Hauptportal des Friedhofs zu, als Lester Hanson mich anwies, rechts ranzufahren. »Wir müssen um das Gelände herum. Das alte Haus, das Sie dort hinten sehen, darin wohne ich.«

»Ziemlich dicht am Friedhof«, meinte Bill.

»Ja, und bald wird es noch dichter. Die wollen den Totenacker nämlich erweitern.«

»Sterben hier so viele?« fragte Bill.

»Das nicht, aber die beiden Nachbarorte haben keinen eigenen Friedhof mehr. Deshalb werden die Toten bei uns beerdigt.«

Ich schüttelte den Kopf. So etwas hatte ich auch noch nicht gehört. »Haben Sie denn keine Angst, daß Ihr Haus mal abgerissen wird?«

»Nein, Herr Oberinspektor. Das Grundstück gehört schon seit Generationen den Hansons, und dabei bleibt es.«

»Ihr Name hört sich nicht sehr walisisch an.«

»Meine Vorfahren stammen aus Schweden«, erklärte mir Lester Hanson.

Der Weg zum Haus wurde von hohen Bäumen flankiert. Zur Wetterseite hin waren die Äste mit Schnee bedeckt. Vor dem Haus gab es einen genügend großen Parkplatz.

Ich ließ den Wagen ausrollen.

Das Gebäude sah tatsächlich sehr alt aus. Es hatte noch zwei Stockwerke über dem Erdgeschoß und ein spitzwinkliges Dach.

»Bewohnen Sie die Zimmer alle?« fragte ich.

»Nein.« Lester Hanson schüttelte den Kopf. »Nicht einmal die Hälfte. Aber was man geerbt hat, möchte man nicht so rasch wieder abgeben.«

»Wem sagen Sie das?«

Ich stieg aus. Zur Tür hoch führte eine Steintreppe. An der Wand rechts neben der Tür lehnten Schneeschieber und Spaten. Der Weg zum Haus war geräumt worden.

Dumpf schlugen die Wagentüren ins Schloß. Vielleicht war es das Geräusch, das den etwa elfjährigen Jungen aufgeschreckt hatte. Er riß die Haustür auf, sprang mit einem Satz die Treppe hinunter und lief mit ausgestreckten Armen auf seinen Vater zu.

»Dad, Dad!« rief er.

Lester fing seinen Sohn auf. »Was ist denn Gaylord? Du bist ja ganz aufgeregt.«

»Dad, Dad, Jill ist wieder da!«

***

Lester Hanson ließ seinen Sohn sinken, wandte den Kopf und schaute uns sprachlos an. In seinen Augen las ich Unverständnis, Überraschung und Sorge.

Auch ich wußte im ersten Augenblick nicht, was ich sagen sollte. Zu plötzlich kam alles. Wir waren auf Jills Verschwinden vorbereitet gewesen, und jetzt hörten wir, daß sie sich im Haus befand.

Die helle Jungenstimme unterbrach das Schweigen. »Was ist denn, Dad? Warum sagst du nichts?«

Lester lächelte. Er legte seine Hände auf Gaylords Schultern und ging vor ihm in die Knie. »Du hast wirklich deine Schwester Jill gesehen, Gaylord?«

Der Junge nickte. »Ja, Dad!«

»Und ist sie allein?«

Gaylord strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Er hatte rostrotes, widerborstiges Haar, tausend Sommersprossen im Gesicht und eine freche Stupsnase. »Sie ist allein, Dad. Und sie will auch allein bleiben. Das hat sie mir gesagt. Ich soll sie nicht stören.«

Wir waren näher herangegangen, so daß wir das Gespräch verstehen konnten.

»Wie ist es mit mir, Gaylord? Darf ich Jill stören?«

Der Junge schüttelte mit ernstem Gesicht den Kopf. »Auch du nicht, Dad.« Dann deutete er auf uns. »Die beiden ebenfalls nicht. Niemand darf Jill stören.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie…« Der Junge zögerte.

Lester Hanson schaute seinen Sohn durchdringend an. »Du mußt es mir sagen, Gaylord. Was ist mit Jill?«

»Sie spricht immer mit Grandpa.«

Lester Hanson zuckte zusammen. Er ließ seinen Sohn los, der fragend zu ihm hochschaute, und erhob sich.

»Was meinen Sie dazu?« wandte er sich an uns.

»Wir müssen mit Jill reden«, sagte ich schnell.

Gaylord meldete sich. »Aber sie will mit keinem sprechen. Sie hat verboten, daß jemand zu ihr kommt. Sie will allein sein.«

»Wo ist sie?« fragte Lester Hanson.

»Auf ihrem Zimmer.«

Hanson sah uns an. »Okay, Gentlemen, gehen wir.«

»Aber das dürft ihr nicht.« Gaylord versuchte seinen Vater festzuhalten, doch Lester nahm seinen Sohn hoch und ging kurzerhand weiter. Der Junge begann zu weinen. »Ich habe es ihr doch versprochen«, schluchzte er. »Jetzt ist sie enttäuscht.«

Auch ich kannte den Ehrenkodex der Kinder. Nichts ist für einen Jungen schlimmer als ein Wortbruch. Doch in diesem Fall ging es um Dinge, deren Ausmaße Erwachsene kaum übersehen konnten,

geschweige denn Kinder.
Nein, wir mußten mit Jill reden.
Eine Waffe steckte ich nicht ein. Ich wollte es nicht zu einer Eskalation der Gewalt kommen lassen. Man mußte, das junge Mädchen überreden, sein Vorhaben fallenzulassen.
Gaylord Hanson hatte die Haustür nicht zugedrückt. Sie stand sperrangelweit offen.
Wir betraten einen breiten Hausflur. Rechts ging es in eine große Küche. Links führte eine Treppe zu den oberen beiden Stockwerken.
Lester Hanson schritt voran. Er versuchte, so leise wie möglich zu sein, damit seine Tochter nicht schon vorher gewarnt wurde. Gaylord mußte unten bleiben. Er schaute uns aus verweinten Augen nach und hatte die Lippen trotzig zusammengepreßt.
Bill und ich blieben dem Hauseigner dicht auf den Fersen. Er drehte sich noch einmal um und flüsterte: »Verstehen Sie das alles?«
»Noch nicht«, erwiderte ich ebenso leise.
Nach ein paar Schritten blieben wir vor Jill Hansons Zimmertür stehen und lauschten.
Das Mädchen sprach mit jemandem. Wir hörten zwar ihre Stimme, doch Worte konnten wir nicht verstehen. Lester Hanson blickte sich und schaute durch das Schlüsselloch.
»Können Sie was erkennen?« raunte Bill.
Lester Hanson erhob sich wieder. »Ich sehe sie.«
»Und?«
»Weiß nicht. Sie scheint auf dem Boden zu sitzen.«
»Wir gehen hinein«, sagte ich.
Lester legte seine rechte Hand auf die Türklinke. Er sah uns noch einmal an, holte tief Atem, drückte die Klinke und öffnete mit einem Ruck die Tür.
Er überschritt als erster die Schwelle. Wir blieben dicht hinter ihm, schauten über seine Schulter.
Im Zimmer brannte nur eine Wandleuchte. Sie gab einen schwachen Schein ab, doch innerhalb des Lichtkreises saß ein junges Mädchen. Wir sahen nur den schmalen Rücken und die fahlblonden Haare, in denen einige Erdklumpen klebten.
Lester Hanson konnte nicht mehr an sich halten. »Jill!« rief er und ging einen Schritt vor.
Seine Tochter drehte sich um.
Ihr Gesicht war ebenso bleich wie das lange Nachthemd oder Gewand. Tief lagen die Augen in den Höhlen. Ränder hatten sich unter ihnen in die Haut gegraben.
Doch das war es nicht, was uns entsetzte.
Jills Lippen waren dunkelrot. Rot von Blut!

***

Sekundenlang standen wir entsetzt da. Lester Hanson hatte am schwersten zu leiden. Er zitterte, wollte etwas sagen, öffnete den Mund, doch nicht ein Wort drang aus seiner Kehle.

Er war sprachlos und entsetzt!

Ich schob ihn zur Seite, ging auf das am Boden sitzende Mädchen zu und sagte leise ihren Namen.

Sie erwiderte nichts, sondern schaute mich nur an. Ihr Blick war seltsam leer, irgendwie tot, ohne Gefühl. Wie bei einem hypnotisierten Menschen oder bei einem Toten.

Sollte Jill etwa…?

Sie hockte im Schneidersitz am Boden. Zwischen ihren gekreuzten Beinen stand eine Schale mit Blut. Der süßliche Geruch zog mir in die Nase. Ich sah auch die kleinen Fläschchen, die sie rundum aufgebaut hatte, und in die sie das Blut füllte.

Wofür?

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter. Durch den Stoff fühlte ich die Haut.

Kalt wie Eis…

Ich schauderte. Stand ich vor einer lebenden Toten? Barg dieser Friedhof ein grauenhaftes, dämonisches Geheimnis, von dem wir nichts wußten?

Ich sprach das Mädchen an. »Jill«, sagte ich, »kannst du mich verstehen?«

Sie gab keine Antwort.

»Wenn du mich hören kannst, dann nicke.«

Wieder keine Reaktion.

Ich versuchte es trotzdem weiter. »Warst du auf dem Friedhof, Jill?«

»Ja.«

Die Antwort war nur ein Hauch. Mehr nicht. Aber ich atmete auf. Die nächste Frage. »Bei deinem Großvater?«

Nicken.

»Was hast du da gemacht?«

»Mit ihm gesprochen.«

»Worüber?«

»Er hat mich gerufen. Ich mußte zu ihm. Seit Wochen schon lockte er mich auf den Friedhof.«

»Ist er aus dem Grab gestiegen?« Voller Spannung wartete ich auf die Antwort. Denn jetzt kam es darauf an.

Wenn ja, dann hatten wir es tatsächlich mit einer lebenden Toten zu tun. Und was das bedeutete, wußte ich aus eigener Erfahrung. Es gibt kaum schrecklichere Geschöpfe als diese Kreaturen.

»Er – er ist nicht aus dem Grab gestiegen«, lautete die Antwort.

Ich ließ mir meine Enttäuschung nicht anmerken. »Aber du hast doch mit ihm gesprochen?«

Jill legte die Hände flach auf die Oberschenkel. »Ich – ich bin zu ihm gegangen.«

»In das Grab?« hakte ich nach.

»Ja!«

Hinter mir stöhnte Lester Hanson auf. Ich hörte ihn den Namen seiner Tochter flüstern, sagte aber nichts. Auch ich war erregt. Was Jill da erzählte, war ungeheuerlich. Sie selbst war in das Grab ihres Großvaters gegangen.

»Wie hast du das geschafft?« fragte ich und bemühte mich dabei, meine Stimme unter Kontrolle zu halten.

»Er hat mich geholt.«

»Was hat er zu dir gesagt?«

»Er holt die anderen nach. Genau wie mich. Wir werden alle aus den Gräbern holen. Sie sollen dem Meister dienen, denn er braucht uns.«

Der Meister! Eine neue Person war in das höllische Spiel getreten.

»Wer ist der Meister?«

Die Antwort haute mich fast um. »Myxin«, erwiderte das Mädchen.

Ich warf einen raschen Blick zu Bill Conolly hin. Mein Freund war ebenso geschockt wie ich. Wir beide kannten Myxin sehr gut, hatten ein gefährliches Abenteuer erlebt. Suko und ich waren schuld daran, daß Myxin lebte. Wir beide hatten ihn nach zehntausendjährigem Schlaf auf dem Meeresgrund erweckt.[2]

Nur deshalb, weil er, der Legende nach, ein Gegner des Schwarzen Todes sein sollte. Wir wollten einen Verbündeten gewinnen, doch Myxins Erweckung gestaltete sich als Lattenschuß. Er haßte zwar den Schwarzen Tod und hatte auch schon vor Urzeiten in Atlantis um die Vorherrschaft mit ihm gekämpft, doch Myxin war ein Dämon. Und Dämonen sind schlecht. Er stand längst nicht auf unserer Seite, wenn er uns auch hin und wieder einen Tip gegeben hatte, um uns auf den Schwarzen Tod zu hetzen. Er hoffte, daß wir ihn für ihn erledigten, daß wir uns im gegenseitigen Kampf zerrieben, damit er, Myxin, ungestört die Macht übernehmen konnte.

Die Rechnung war bisher nicht aufgegangen. Lange hatten wir nichts von Myxin gehört. Doch nun sagte dieses Mädchen seinen Namen. Und damit war klar, daß der Magier wieder in das dämonische Ränkespiel mit eingegriffen hatte.

»Hast du ihn gesehen?« fragte ich.

Jill Hanson schaute mich aus großen Augen an. »Ja, ich habe sogar mit ihm gesprochen.«

»Was hat er gesagt?«

»Ich soll immer das tun, was mein Großvater von mir verlangt.«

»Und was ist das?«

Ein hintergründiges Lächeln huschte über ihre Lippen. Sie zeigte auf die Schale mit dem Blut, hob dann die knochigen Schultern und stand

auf.
Ich trat zurück.
Jill schaute uns an, ebenso ihren Vater. Doch ihr Blick glitt durch ihn hindurch.
»Jill«, flüsterte Lester Hanson, »erkennst du mich denn nicht? Jill, sag doch was. Ich bin dein Vater.« Er ging vor, wollte seine Tochter in die Arme nehmen, doch ich ließ es gar nicht soweit kommen, sondern hielt ihn zurück. Ich ahnte, daß Jill etwas vorhatte und wir sie jetzt nicht stören durften.
»Gehen Sie zurück!« zischte ich Lester Hanson zu.
Er gehorchte.
Jill aber ging zum Schrank. Sie zögerte noch ein wenig.
Ich half ihr. »Tu das, was man von dir verlangt, Jill. Du darfst die anderen nicht enttäuschen. Aber vor allen Dingen nicht den großen Meister.«
Meine Worte waren genau richtig gewählt. Jill trat an einen hohen Schrank und öffnete die Tür.
»Was will sie da?« hörte ich Lester leise fragen.
Seine Tochter zog die Tür auf. Die Hand verschwand im Innern des Schrankes.
Dann zuckte sie blitzschnell wieder hervor. Jill drehte sich auf der Stelle. Sie streckte die Arme aus. Ihre rechte Faust umschloß den Griff eines Messers.
»Er hat gesagt, daß ich damit alle Feinde töten soll«, flüsterte sie. »Und dich zuerst!«
Bei ihren letzten Worten wies die Klinge auf meine Brust!

***

Trotz der gefährlichen Situation blieb ich stocksteif stehen. Für zwei Sekunden schaute ich Jill in die Augen, und ich sah darin kein menschliches Gefühl mehr.
Das Messer sah verdammt gefährlich aus. Es hatte einen starken, etwas klobigen Griff und eine breite Klinge. Wie mir schien, war sie beidseitig geschliffen und so scharf, daß sie sogar ein Stahlseil durchgetrennt hätte.
Ich mußte aufpassen.
Lester Hanson unterbrach das Schweigen. »Du bist wahnsinnig, Jill!« schrie er. »Leg sofort das Messer weg! Mach schon – oder ich werde dich mit…«
»Halten Sie den Mund!« fuhr Bill Conolly den Mann an. »Sie wird nicht auf Sie hören. Sie gehorcht jetzt einem anderen.«
Aber Lester Hanson wollte keine Vernunft annehmen. »Sie ist meine Tochter! Sie ist…« Er sprach nicht mehr weiter, sondern stürzte sich auf sie. Er hatte die Arme erhoben, die Hände zu Fäusten geballt. Sein

Gesicht war schweißbedeckt und hochrot angelaufen. Im Innern dieses Mannes mußte eine Hölle toben.

Jill ruckte herum. Plötzlich war die Messerspitze nicht mehr auf mich gerichtet, sondern auf Lester Hanson.

Eine rasche Bewegung nur – und…

Da griff ich ein.

Mein rechtes Bein schnellte vor. Lester Hanson übersah es, stolperte und fiel. Dumpf krachte er zu Boden. Mit der Schulter warf er noch einen Stuhl um. Aber das Messer verfehlte ihn. Die Klinge wischte über ihn hinweg.

Jill stieß einen Wutschrei aus. Ich hatte sie von einem Mord abgehalten, dafür wollte sie sich an mir rächen. Mit aller Gewalt.

Sie drehte das Messer, wollte von oben nach unten zustechen und holte aus.

Ich steppte zur Seite.

Dicht an meiner rechten Schulter fegte die Klinge vorbei, und sofort sprang Jill Hanson wieder zurück.

Vom Boden her beobachtete ihr Vater aus weit aufgerissenen Augen unsere Auseinandersetzung.

Jill sprach mich an. »Komm doch«, lockte sie. »Komm zu mir, wenn du meine Klinge schmecken willst!«

Ich blieb gelassen, war aber gleichzeitig auf der Hut. In dem Mädchen hatte ich keinen Profi vor mir, aber diese Amateure sind oft schlimmer, weil unberechenbar.

Sie setzten nicht ihre Cleverneß ein, sondern ihre Wut und all ihren Haß. Sie achteten dabei nicht auf Deckung, sondern griffen wild und ungestüm an.

Wie Jill.

Wieder stach sie zu. Diesmal jedoch reagierte ich anders. Ich unterlief den Stoß und drehte mich gleichzeitig ein wenig zur Seite, so daß ich mit einem raschen Griff ihr Messergelenk packen konnte.

Die Klinge kam auf halbem Weg zur Ruhe. Sie zitterte dicht vor meinen Augen. Rechts und links dahinter sah ich in das maskenhafte Gesicht des Mädchens.

Jill hatte Kräfte, mit denen ich nicht rechnete. Sie drückte mich zurück und drängte mich dabei auf den Schrank zu, aus dem sie die Klinge geholt hatte.

Wir kämpften verbissen. Ich verstärkte meinen Gegendruck, kam jedoch nicht gegen sie an.

Natürlich hätte ich zu anderen Mitteln greifen können. Vom Karatesport waren mir einige Griffe und Tricks sehr geläufig, aber ich zögerte, dies zu tun.

Schließlich hatte ich einen Menschen vor mir, und nichts steht in meiner Achtung so hoch wie ein Menschenleben.

Ein wenig gab ich nach. Es war bewußt von mir, und ich ließ mich auch weiter zurückdrängen, bis die Hacke meines rechten Fußes gegen den Schrank stieß und ich mit dem Rücken die Tür zudrückte.

Was dann geschah, war äußerst gefährlich, aber ich ging dieses Risiko bewußt ein.

Hastig ließ ich das kalte Gelenk des Mädchens los und ging blitzschnell in die Knie.

Mit unheimlicher Wucht rammte sie das Messer in den Schrank!

Es fuhr durch das Holz der Tür, und Jill fiel gegen den Schrank. Sie stieß einen irren Schrei aus, als sie sah, daß sie keinen Erfolg gehabt hatte. Sie wollte die Klinge wieder herausreißen, doch ich war schneller.

Neben ihr jagte ich hoch. Mein Schlag riß sie in die Bewußtlosigkeit. Sie verdrehte die Augen und fiel zu Boden.

Ich fing sie auf, nahm sie auf die Arme, trug sie zur Couch und legte sie dort nieder.

Bill war sofort bei mir, und Lester Hanson rappelte sich vom Boden hoch. »Ich dachte, du schaffst es nicht«, sagte der Reporter.

Ich hob nur die Schultern. »Aber eins ist gewiß«, mit diesen Worten wandte ich mich an beide Männer. »Wir haben es bei Jill mit einem Menschen zu tun und nicht mit einem Dämon.«

»Wieso?« fragte Lester Hanson.

»Ein Dämon wäre durch meinen Schlag nicht bewußtlos geworden. Er empfindet keine Schmerzen mehr im menschlichen Sinne. Ihn muß man mit anderen Waffen bekämpfen.«

»Und mit welchen?« fragte Lester.

Ich lächelte. »Es ist müßig, jetzt darüber zu reden. Wir haben keine Zeit. Andere Dinge sind wichtiger. Haben Sie Stricke im Haus? Aber sie müssen sehr fest sein.«

»Ja. Wofür brauchen Sie die?«

»Ich möchte Ihre Tochter fesseln, denn wenn sie zu sich kommt, will ich sicher sein, daß sie keinen Unsinn macht.«

Lester Hanson war einverstanden. Er sah mich an, und sein Gesichtsausdruck sagte mir, daß ihn etwas quälte.

»Sprechen Sie sich ruhig aus«, ermunterte ich ihn. »Ich kann mir vorstellen, wie es in Ihnen aussieht.«

»Ja, danke. Ich meine, ich – ich habe ja alles miterlebt. Glauben Sie, daß meine Tochter zu retten ist?«

»Ja.«

Er hob beide Hände. »Aber wie ist das möglich? Sie hat doch gesagt, sie sei im Grab ihres Großvaters gewesen. Normalerweise müßte sie doch auch längst gestorben sein.«

»Das sind Rätsel, denen wir leider auch oft fassungslos gegenüberstehen, Mr. Hanson. Es ist mir bisher nicht gelungen, sie zu

lösen. Nehmen Sie es als gegeben hin. Und nun holen Sie die Stricke bitte. Ich weiß nicht, wann Jill wieder zu sich kommt.«

»Ja, ja, natürlich.« Lester verschwand.

Mit einem Tuch wischte ich Jill das Blut von den Lippen. Bill sprach mich auf Myxin an. »Dann hat er mal wieder seine Finger im Spiel«, murmelte er. »Wer hätte das gedacht?«

Ich zündete mir eine Zigarette an und gab Bill ebenfalls eine. »Ist doch klar. Irgendwann mußte er ja aktiv werden. Du darfst nicht vergessen, daß auch Myxin starke Verbündete sucht. Und wo findet er welche? In den Reihen der Dämonen.«

»Ja, du hast recht«, sagte Bill. Er schaute auf das Mädchen. »Früher war sie sicher hübsch.«

»Bestimmt.«

»Ob wir Myxin auf dem Friedhof finden?« fragte Bill.

»Wahrscheinlich.«

»Und wie willst du ihn bekämpfen?«

»Darüber denke ich jetzt noch nicht nach«, erwiderte ich. »Irgendeine Lösung wird uns schon einfallen.«

Lester Hanson kam zurück. Er hielt ein paar Stricke bereit. Ich nahm sie ihm aus den Händen, prüfte die Festigkeit und nickte zufrieden. »Ja, das müßte gehen.«

Bill half mir dabei, das bewußtlose Mädchen zu fesseln. Ich legte die Stricke so an, daß sie zwar fest saßen, aber nicht schmerzten. Um sich jetzt zu befreien, hätte Jill schon eine Entfesselungskünstlerin sein müssen.

»Und was mache ich, wenn sie erwacht?« fragte Hanson. »Was sage ich meiner Frau?«

Ich beruhigte ihn. »Das werden wir übernehmen.«

Lester Hanson hatte die Tür nicht geschlossen, deshalb hörten wir die Stimme des kleinen Gaylord sehr deutlich.

»Dad!« rief er. »Dad, komm schnell. Rasch, beeil dich, Großvater – er, er ist hier!«

Wir starrten uns an. Eine Gänsehaut lief über Hansons Körper. Dann aber rannten, wir los…

***

Elisa Hanson war dem Gaststättenehepaar noch etwas zur Hand gegangen. Sie hatte in der Küche geholfen und Geschirr gespült.

Nach zweistündiger Arbeit ließ sie das Geschirrtuch sinken. Mit der linken Hand wischte sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Das reicht, Lena«, sagte sie zu der Wirtin. »Den Rest kann ja die Bedienung übernehmen. Ich muß wieder nach Hause, dort warten die Kinder auf mich.«

Die Wirtin hatte Verständnis. Sie bedankte sich noch einmal für die

große Hilfe.

Als Elisa Hanson ihren Wollmantel überstreifte, fragte Lena: »Sag mal, was ist eigentlich mit eurer Jill los?«

Elisa knöpfte den Mantel zu. »Erinnere mich nicht daran«, sagte sie. »Es ist schon schlimm genug.«

»Ist sie krank?«

»Keine Ahnung, Lena!«

Die Wirtin ließ nicht locker. »Was sagt der Arzt? Die Leute im Ort sprechen auch schon über Jill.«

»Er kann kein körperliches Leiden feststellen. Angeblich ist Jill gesund.«

»Vielleicht solltest du den Doktor wechseln?«

Elisa Hanson nickte. »Wäre eine Möglichkeit. Aber wie gesagt, ein körperliches Leiden ist nicht festzustellen.«

»Und seelisch?«

»Wie meinst du das, Lena?«

»Vielleicht hat sie Liebeskummer. Das kommt bei diesen jungen Dingern schnell vor. Wir waren doch auch mal in dem Alter. Wenn ich daran denke, wie oft ich verliebt war.« Sie rang die Hände und verdrehte die Augen. »Ach du lieber Gott, da waren tolle Männer dabei. Und an wem bin ich hängengeblieben?«

Elisa winkte ab. »Hör auf, Lena, so toll waren die Männer auch nicht. Wir kennen uns lange genug. Sei froh, daß du so einen guten Mann wie Fred hast.«

»Nun ja«, wechselte Lena das Thema, »soll Fred dich nach Hause fahren?«

»Das wäre mir sehr lieb.«

»Dann sage ich ihm Bescheid.« Die Wirtin verließ die Küche, und Elisa folgte ihr.

Der Wirt spülte Gläser. Die Gaststätte hatte sich inzwischen weitgehend geleert.

Fred war einverstanden. »Natürlich fahre ich dich nach Hause, Elisa.«

»Ich übernehme so lange«, schlug Lena vor.

»Okay.«

Der Wirt fuhr einen Lieferwagen. Er transportierte darin seine Waren, die er vom Großmarkt einmal in der Woche holte. Elisa stieg in das Führerhaus, und der Wirt startete den Wagen.

Während der Fahrt sprachen sie über den Toten. »Ja, es ist schon schlimm, was mit dem guten Hank passiert ist«, meinte Fred. »Und dabei war er noch so jung.«

»Aber er war Polizist.«

Fred nickte. »Richtig, was du sagst, Elisa. Die Gangster werden immer brutaler. Ich bin nur froh, daß mein Sohn kein Polizist wird. Da hätte ich nur noch Angst.«

»Was macht er eigentlich?«
Das Gesicht des Wirtes begann zu strahlen. Stolz erzählte er: »Er studiert und will Tierarzt werden. Wenn er fertig ist, bekommt er seine Praxis hier in Gatway. Solche Leute sind gefragt, glaub mir.«
»Kann sein.«
Das Gespräch versickerte. Sie hatten das Dorf bereits verlassen und fuhren in Richtung Friedhof. In der noch klaren Winterluft grüßten die hohen Bäume. Doch bald würde die Dämmerung sie verschlucken.
Elisa dachte an ihren verstorbenen Schwiegervater. Sie hatte immer ein gutes Verhältnis zu ihm gehabt, und es hatte ihr sehr leid getan, als der alte Mann starb.
»Elisa?« Die Stimme durchbrach plötzlich ihre Gedanken.
»Ja.« Sie sprach das Wort aus, und der Wirt wandte überrascht den Kopf.
»Hast du etwas gesagt?«
Elisa lächelte. »Ich? Nein – wieso?«
»Du hast doch ja gesagt.«
»Eine Täuschung, Fred.«
Der Wirt verzog das Gesicht und schaltete einen Gang höher. »Ich weiß nicht so recht.«
»Elisa?« Wieder vernahm sie die Stimme des Verstorbenen. Diesmal jedoch hütete sich, ihre Gedanken auszusprechen. Sie formulierte die Antwort auf telepathischem Weg.
»Was willst du?«
»Komm zu mir, Elisa!«
»Aber du bist doch tot!«
»Nein und ja.« Pause. Dann: »Steig aus und geh zu meinem Grab. Ich erwarte dich dort.«
Elisa Hanson wunderte sich darüber, daß sie keinen Schrecken empfand, als der Tote mit ihr sprach. Sie nahm es fast als normal hin. Und sie mußte plötzlich an ihre Tochter Jill denken. Hatte sie nicht erzählt, daß jemand nach ihr rief?
Elisa tippte den Fahrer an. »Stopp bitte, Fred.«
Der Wirt war überrascht. »Jetzt?«
»Ja.«
»Aber wir sind doch noch gar nicht da.«
»Tu mir den Gefallen. Ich möchte den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen.«
Fred lachte auf. »Wie du willst.«
Er hielt an. Elisa bedankte sich noch einmal und stieg aus. »Dann bis später mal«, sagte Fred, fuhr an und rollte in Richtung Gatway. Im Innenspiegel sah er die Gestalt der Frau. Verloren stand sie dort und wurde kleiner und kleiner.
Elisa Hanson wartete, bis der Wagen um die nächste Kurve

verschwunden war und schlug dann den Weg zum Friedhof ein. Der Wind hatte aufgefrischt. Kalt fuhr er von den Bergen herunter, und die kleine, zerbrechliche Frau mit den grauweißen Haaren schlug ihren Mantelkragen hoch. Während sie ging, stemmte sie sich gegen den Wind.

Elisa war allein auf weiter Flur. Kein Mensch hatte Lust, an diesem kalten Spätnachmittag noch aus dem Haus zu gehen, geschweige denn auf den Friedhof.

Auch der Totengräber hielt sich nicht mehr an seinem Arbeitsplatz auf. Er war bereits in den Ort gefahren, wo er wohnte. Jedenfalls sah das kleine Arbeitshaus sehr verwaist und abgeschlossen aus.

Die Frau erreichte den Friedhof. Sie blieb stehen und lauschte. Doch der alte Hanson meldete sich nicht mehr. Elisa machte sich keine Vorwürfe, daß sie nicht nach Hause, sondern zum Grab des Alten ging. Ihr Mann und die Kinder waren im Augenblick nur zweitrangig.

Das Tor des Friedhofs war nie abgeschlossen. Es diente nur zur Zierde.

Elisa betrat den neuen Teil des Geländes, schaute weit über die Gräber hinweg und sah an der gegenüberliegenden Seite das Licht durch die kahlen Äste schimmern. Dort lag ihr Haus, ihre Wohnung, wo sie eigentlich längst hätte sein sollen.

Statt dessen blieb sie auf dem Totenacker.

»Geh weiter bis zu meinem Grab, Elisa!« Da war die Stimme des Alten wieder, und Elisa gehorchte.

Der Kies knirschte unter ihren Füßen. Die Dämmerung sank langsam über das Land und tauchte den Friedhof in ein seltsames Zwielicht. Elisa hatte plötzlich das Gefühl, als wären die Grabsteine und Kreuze von einem gespenstischen Eigenleben. Sie schienen vor ihren Augen zu tanzen und als Nebenfiguren durch die Luft zu schweben.

Die Frau wischte sich über die Stirn. Tief saugte sie die kalte Luft ein und konzentrierte sich wieder auf ihre eigentliche Aufgabe. Plötzlich verstand sie ihre Tochter und deren Friedhofssehnsucht. Fühlte sie sich nicht ebenfalls von der Grabstätte des Toten angezogen?

Noch schritt sie über den Hauptweg, doch schon bald bog sie ab, um zu den jüngeren Gräbern zu gelangen. Eiskrusten lagen auf den Rhododendronsträuchern. Die dünnen Zweige der Vogelbeerbäume bogen sich unter der schweren Schneeschicht. An manchen Kreuzen hingen Eiszapfen. Knochenhart war die Erde gefroren.

Irgendwo knackte es. Ein Ast, der in der Kälte brach. Geräusche waren überall. Ein ängstlicher Mensch hätte den Friedhof fluchtartig verlassen. Nicht Elisa Hanson.

Sie wurde erwartet.

Von einem Toten!

Es machte ihr im Moment nichts aus. Elisas Bewußtsein hatte sich in

der letzten halben Stunde um einhundertachtzig Grad gedreht.
Schon sah sie die Grabreihe, in der die letzte Ruhestätte ihres Schwiegervaters lag.
Sie trat näher. Drei, vier Schritte trennten sie noch.
Plötzlich blieb sie ruckartig stehen.
Ihre Augen wurden groß. Sie starrte auf das Grab, runzelte die Stirn, und ein Stöhnlaut drang aus ihrer Kehle.
Das Grab war aufgebrochen. Feuchte Erde, mit Eisklumpen vermischt, häufte sich zu beiden Seiten des Grabes. Das meiste war wieder zurückgefallen, so daß der Sarg nicht zu sehen war.
Aber wo befand sich der Tote?
Plötzlich machte die Frau auf dem Absatz kehrt.
Sie zuckte zusammen, als nur einen Yard von ihr entfernt eine Gestalt stand.
Es war Myxin, der Magier!

***

»Großvater, Großvater!«
Auf halbem Weg hörten wir wieder die Stimmen des Jungen. Wir jagten noch schneller die Stufen hinunter. Ich an der Spitze. Drei, vier Stufen nahm ich auf einmal. Bill folgte mir, während Lester Hanson den Schluß bildete. Er war nicht so durchtrainiert wie wir, die wir oft an vorderster Front standen.
Ich erreichte des Ausgang und stürmte nach draußen.
Der kleine Gaylord stand vor der Außentreppe und schaute schräg nach links.
Ich faßte den Jungen an der Schulter und drehte ihn herum. »Was ist mit deinem Großvater, Gaylord?«
»Ich habe ihn gesehen!«
»Wo?«
»Am Wald, bei den Bäumen, dicht am Friedhof.«
Ich schaute ebenfalls in die angegebene Richtung, sah aber niemanden. Dann hörten wir hinter uns eine Jungenstimme.
Michael, Lester Hansons zweiter Sohn, stand in der offenen Tür. Er war etwas älter als sein Bruder, und auf seinem Gesicht zeichnete sich der Schrecken ab.
Lester lief die Stufen hoch. »Was ist geschehen?« fragte er.
Michael begann zu weinen. »Dad, ich…« Er warf sich in die Arme seines Vaters, und Lester strich dem Jungen über das lockige Blondhaar.
»Sei ganz ruhig, Michael, ich bin jetzt bei dir. Es geschieht dir nichts.«
Der Junge nickte unter Tränen. »Aber Dad. Du – du hast doch gesagt, daß Grandpa tot wäre.«

»Das ist er auch, mein Junge.«
»Aber vorhin habe ich ihn gesehen!«
Wir zuckten zusammen. Mit wenigen Schritten stand ich neben Vater und Sohn.
»Wo hast du ihn gesehen, Michael?« fragte ich den Jungen.
Er schaute mich aus großen, verweinten Augen an. »Ich – ich war im Keller. Habe gespielt. Da hörte ich, wie die Tür ging. Ich dachte, es wäre Ma oder Dad. Ich schaute nach, und da sah ich ihn.«
»Wo war er?« drängte ich.
»Im Haus.«
Lester Hanson wollte loslaufen, doch ich hielt ihn fest. »Okay, er war also im Haus, Michael. Aber euer Haus ist groß. Kannst du mir sagen, wo er hingegangen ist?«
»Er ging die Kellertreppe hoch. Ich hatte solch eine Angst. Er sah so komisch aus. Er hatte den Mund und auch die Augen offen. Und er hat geblutet, glaube ich.«
»Danke.«
Bill stieß mich an. »Entgegengekommen ist er uns nicht«, sagte er. »Er müßte also noch…«
Ich boxte Bill vor die Brust. »Natürlich, der ist zu Jill gegangen. Während wir nach unten gelaufen sind, ist er durch den Keller hereingeschlichen und…«
Ich brauchte nichts mehr zu sagen, denn wir erhielten sehr rasch die Bestätigung meiner Theorie.
Jills Schrei zerriß die Stille des Hauses!

***

Elisa Hanson war völlig perplex. Sie hatte tatsächlich damit gerechnet, ihrem Schwiegervater gegenüberzustehen, obwohl dieser im Grab gelegen hatte. Doch nun sah sie sich enttäuscht.
Ein Unbekannter starrte sie an.
Er war gar nicht mal so groß. Von seinem Gesicht konnte Elisa kaum etwas erkennen, weil es von der breiten Krempe eines Schlapphutes zur Hälfte überschattet wurde. Augen und Nase lagen im Dunkeln. Elisa glaubte jedoch, dicht unter dem Schatten der Krempe grüne Haut schimmern zu sehen.
Der Unheimliche trug einen dunklen Überwurf, der bis zum Boden reichte. In der rechten Hand hielt er einen Stab. Er war etwa so lang wie ein Männerunterarm, und als er den Stab jetzt anhob, sah die Frau, daß er ausgehöhlt war.
»Wer – wer sind Sie?« krächzte Elisa Hanson.
Der Unheimliche lachte. »Mein Name tut nichts zur Sache. Ich bin hier, weil ich Diener brauche.«
Seine Stimme klang zischend, wie das rasselnde Geräusch einer

angriffslustigen Klapperschlange.

Normalerweise wäre Elisa vor Grauen vergangen, doch diesmal stand sie dem Unbekannten ruhig gegenüber. Sie fühlte nicht einmal Angst, nur Neugierde.

»Was soll ich tun?« fragte sie.

»Ich habe alles vorbereitet«, antwortete Myxin, der Magier. »Ich habe die Totenbeschwörungen durchgeführt, so daß die Leichen in den Gräbern von der magischen Kraft meiner Worte getroffen worden sind. Wenn es dunkel ist und die Zeit auf Mitternacht zugeht, wirst du zum Friedhof kommen und mir helfen. Denn ich brauche dich als Medium. Mit deiner Tochter habe ich es versucht, doch der Nachzehrer war nicht mehr zu halten. Ich habe seine Gier unterschätzt. Er ist aus dem Grab gekommen, um andere nachzuholen. Ich habe ihn gehen lassen, da größere Aufgaben warten. Bist du bereit, mich zu unterstützen?«

»Ja.«

»Gut, dann komm mit mir.«

Die Frau zögerte noch. »Wer bist du? Darf ich deinen Namen nicht erfahren?«

»Das ist unnötig. Es reicht, wenn du unter meinem magischen Bann stehst. Ich werde dir jetzt all die Gräber zeigen, auf die es ankommt. Ich brauche eine Armee von Toten, die an meiner Seite kämpfen.«

»Gegen wen?«

»Nicht nur gegen die Menschen«, erwiderte Myxin, »auch gegen andere Feinde. Einige der Toten sind Nachzehrer. Sie werden schon vor Mitternacht aus ihren Gräbern steigen. Sie lauern bereits auf ihre Chance. Warten darauf, daß etwas geschieht.«

Myxin ging, und Elisa Hanson folgte ihm wie hypnotisiert.

Sie gingen zurück, schlugen die Richtung ein, die zum Hauptweg führte. Aber dort wollte Myxin nicht hin. Er blieb vor einem Grab stehen und deutete auf die Erde.

»Horch genau, dann hörst du sie!«

Elisa beugte sich nach vorn. Sie spitzte die Ohren, doch sie vernahm nichts.

»Leg dein Ohr auf das Grab!« zischte Myxin.

Die Frau gehorchte. Als die feuchte Erde ihre Haut berührte, zuckte sie zusammen. Ein seltsamer Geruch drang aus dem Boden. Eine Mischung aus Moder und welkem Laub.

Aber jetzt vernahm sie die Geräusche. Sie klangen aus der Tiefe des Grabes.

Kratzen, flüstern – und schmatzen!

Hier war ein Nachzehrer am Werk. Er wollte jemand zu sich holen. Traf bereits seine Vorbereitungen. Elisa warf einen Blick auf den grauen Grabstein. Sie las einen Namen, den sie gut kannte. Die Leute wohnten in Gatway und hatten dort eine Bäckerei.

»Bald werden auch diese die Rufe des Toten vernehmen«, sagte Myxin und kicherte hohl.

Elisa erhob sich. Mit einer fahrigen Geste wischte sie sich den Dreck von ihrem Ohr. Ein paar Krumen blieben in den weißen Haaren hängen. Die Frau merkte es nicht.

Inzwischen war es noch dunkler geworden. Die bewaldeten Hänge der Black Mountains waren unter einem schwarzen Tuch verschwunden. Am Himmel blitzten die ersten Sterne. Sie wirkten wie unendlich weit entfernte Eiskristalle an diesem frostklirrenden Abend.

Sie gingen zum nächsten Grab. Die Frau hielt sich dicht neben Myxin, und sie spürte die Ausstrahlung, die dieser Mann verbreitete. Er brauchte nichts zu sagen, trotzdem fühlte sich Elisa von seiner unmittelbaren Nähe gefangengenommen. Es schien, als umgäbe ihn eine geheimnisvolle Aura, die sich wie ein Schirm verteilte und die Nerven der Frau vibrieren ließ.

Elisa Hanson nahm die Geräusche ihrer unmittelbaren Umgebung jetzt intensiver auf. Sie hörte aus einigen Gräbern das Schmatzen und manchmal auch ein geheimnisvolles Klopfen. Was hatte der unheimliche Fremde gesagt?

Sie sollte das Medium sein, das dafür Sorge trug, die Nachzehrer aus den Gräbern zu holen.

Sie schritten auf den alten Teil des Friedhofs. Elisa hatte eine Frage auf dem Herzen. »Werden auch hier die Toten aus den Gräbern steigen?«

Myxin blieb stehen. »Nein, diese Leichen sind verwest. Es sind Gerippe, Skelette, zum Teil verfallen. Ich könnte nicht viel mit ihnen anfangen.«

»Aber warum muß ich sie aus den Gräbern holen?«

Myxin hob seinen röhrenförmigen Stab und deutete reihum. »Ich habe es bereits angedeutet. Du bist diejenige, die als Lockmittel dient. Auf dich werden sie hören, du bist unbeteiligt. Ich habe nur die magischen Formeln gesagt. Außerdem habe ich Feinde, die herausfinden könnten, was ich vorhabe, den Spieß dann umdrehen und die Armee der lebenden Toten gegen mich aufhetzen. Sind die Geschöpfe jedoch einmal draußen, befinden sie sich in meiner Gewalt und unter meiner Kontrolle. Dann kann sie mir niemand mehr entreißen.«

»Wer sind deine Feinde?«

Myxin erwiderte nichts. Er dachte nur an den Schwarzen Tod und an den Spuk, Herrscher im Reich der Schatten. Innerlich fürchtete der Magier, daß seine Erzfeinde bereits Wind von seinem Vorhaben bekommen hatten und es vereiteln wollten. Denn der Schwarze Tod hatte überall seine Spione, um Asmodis, dem Herrn der Finsternis, zu berichten.

Sie hatten es nicht mehr weit bis zum Haus. Die beiden waren quer über den Friedhof gegangen.

Myxin blieb stehen. »Geh in dein Haus und tu so, als wäre nichts geschehen. Zwei Stunden vor Mitternacht aber stiehlst du dich davon und kommst zum Grab. Dort werde ich dich erwarten. Und vergiß die Zeit nicht, sonst bist du des Todes…«

Elisa Hanson nickte. »Ich werde kommen. Niemand kann mich aufhalten. Wer es dennoch versucht, den töte ich.«

Myxin hob den rechten Arm. »Nimm das!« Er reichte ihr das Instrument.

»Was ist das?«

»Eine gefährliche Waffe. Die sogenannte Dämonenpeitsche. Bewege sie einmal kreisförmig und du wirst sehen, was geschieht.«

Elisa tat, wie ihr geheißen.

Plötzlich wischten drei blitzende Peitschenschnüre aus der Öffnung. Wie Schlangen ringelten sie dicht über dem Boden und schienen ein Eigenleben zu führen.

Myxin erklärte die Bedeutung der Peitsche. »Wenn du einen Dämon oder einen Untoten damit schlägst, so vergeht er oder wird in eine andere Dimension geschleudert. Bekommt jedoch ein Mensch die Peitsche zu spüren und ist nicht magisch geschützt, so wird er sterben.«

Die Frau hob die Peitsche wieder an, und die Schnüre glitten zurück. Sie spürte, daß diese Waffe magisch aufgeladen war. Ein seltsames Kribbeln drang durch ihre Hand, und sie glaubte fest daran, daß Myxin die Wahrheit gesprochen hatte.

»Damit bin ich unbesiegbar«, sagte sie.

»Ja«, erwiderte Myxin, »das bist du. Verstecke die Waffe gut. Setze sie nur ein, wenn die anderen gefährlich werden.«

Elisa nickte.

Myxin deutete auf das Haus. »Geh jetzt, sie warten alle auf dich!«

Und die Frau schritt davon. Schon bald hatte die Dunkelheit sie verschluckt. Keiner ahnte, welch eine lebende Zeitbombe auf das Haus zukam.

***

Ich hatte wieder die Spitze übernommen und jagte den Weg zurück, den ich schon gekommen war. Mein Herz hämmerte einen Takt schneller. Es war die Angst um Jill, die mich so vorantrieb. Denn sie war ein Mensch und kein Dämon.

Ich wollte sie retten! Freiwillig würde ich es nie zulassen, daß sich ein Diener der Finsternis einen Menschen Untertan machte. Nicht, wenn ich in der Nähe weilte.

Und hier war ich dicht am Ball.

Der letzte Treppenabsatz!

Mit drei langen Sätzen stürmte ich ihn hoch, stand in dem Gang, von dem aus die Zimmer abzweigten, und ich hörte aus Jills Raum ein widerliches Geräusch, das mir sehr bekannt vorkam.

Schmatzen…

Der Nachzehrer war da.

Ich stürmte in das Zimmer hinein.

Unbewaffnet, denn meine mit Silberkugeln geladene Beretta und unser Einsatzkoffer befanden sich im Wagen. Wenn es nicht anders ging, ließ ich mich auch mit bloßen Fäusten auf einen Kampf ein.

Eine ausgemergelte Gestalt stand neben Jills Liege. Sie wandte mir den Rücken zu und hatte den Kopf gesenkt. Die Schmatz- und Schlürfgeräusche widerten mich an.

Ich sprang vor, grub die Finger meiner rechten Hand in die kalte Schulter des Nachzehrers und wuchtete ihn herum. Ich hatte soviel Kraft hinter diese Aktion gelegt, daß der Kerl weit zurückgeschleudert und erst von der Wand gestoppt wurde.

Er fiel mit der Frontseite dagegen, drehte sich aber und starrte mich an.

Ich hatte zuvor einen raschen Blick auf Jill Hanson geworfen und mich davon überzeugt, daß die Fesseln noch genauso stramm saßen wie zuvor.

Jetzt wandte ich mich dem Nachzehrer zu.

Zum erstenmal in meinem Leben sah ich solch ein Geschöpf vor mir. Eine Mischung zwischen einem Toten, Scheintoten und Vampir.

Sein Mund klaffte weit auf. Gurgelnde Laute drangen zwischen den roten Lippen hervor. Auch die Augen waren weit aufgerissen und rot umrändert. Er hatte die Arme halb erhoben und die Finger gespreizt. Die langen Nägel sahen aus wie Dolche, liefen vorn nadelspitz zu, und ich dachte an die Geschichten, die man sich über Tote erzählte, bei denen im Grab die Fingernägel noch nachwuchsen. Wirr hing das Haar auf seinem Kopf. Es war grau und strähnig und von Erdklumpen durchsetzt. Sein Leichenhemd – an einigen Stellen zerrissen – ließ die bleiche Haut durchschimmern, die sich eng über die Knochen des Mannes spannte. Er trug keine Schuhe, war barfuß gelaufen, und die Kälte hatte ihm nichts ausgemacht.

Wieder fuhr seine Zunge über die Lippen. Er produzierte dabei seine Schlürf- und Schmatzgeräusche.

Hinter mir – dicht an der Tür – standen Bill Conolly und Lester Hanson. Sie griffen nicht ein, sondern warteten die Auseinandersetzung zwischen dem Nachzehrer und mir ab.

»Was willst du hier?« sprach ich ihn an.

Seine Hand schnellte zur Seite. Der Zeigefinger deutete auf das liegende Mädchen.

»Sie will ich!« stieß der Nachzehrer hervor.
Jill bäumte sich in ihren Fesseln auf. Sie hatte den Kopf gedreht und schaute den alten Hanson an. In ihren Augen las ich den Willen, zu ihm zurückzukehren.
Das würde ich verhindern!
»Warum willst du sie haben?« Ich stellte die Fragen bewußt, denn ich wollte mir Klarheit verschaffen.
»Sie wird uns helfen!«
»Wer ist uns?«
Darauf antwortete der Nachzehrer nicht. Statt dessen ging er einen Schritt auf die Liege zu.
»Bleib stehen!« warnte ich.
Er schüttelte den Kopf und erhielt von Jill Hanson Unterstützung. »Hol mich hier weg, Grandpa. Nimm mich mit. Schnell, beeil dich. Ich will nicht mehr hierbleiben.«
Dagegen hatte ich einiges.
Der nächste Schritt brachte den Nachzehrer genau auf die richtige Distanz. Er verließ sich auf seine Stärke, fühlte sich vielleicht als Übermensch, und da traf ihn meine Faust.
Er flog wieder zurück: Auf seinem Gesicht zeichnete sich kein Schmerz ab, sondern nur ungläubiges Staunen, daß es jemand gewagt hatte, ihn zu attackieren.
Für mich ein Zeichen, daß ich es nicht mit einem Menschen zu tun hatte. Dieser Mann war tot!
Dämonische Kräfte und Strömungen hielten ihn am Leben. Er war eine Puppe, eine Marionette in der Hand eines Stärkeren. Ich wußte zwar nicht, wem er gehorchte, doch mir war klar, daß er einen Hintermann haben mußte, denn aus eigenem Antrieb handelte er bestimmt nicht.
Ich beschloß, die Probe aufs Exempel zu machen.
Doch zuvor mußte ich einen weiteren Angriff abwehren. Diesmal erfolgte er schneller, und seine nadelspitzen Nägel hakten sich an meinem Jackettärmel fest.
Ich schleuderte ihn herum. Seine linke Hand fing ich ab, noch bevor sie mein Gesicht treffen konnte. Dann hob ich das rechte Bein, trat zu, und der Kerl wurde zu Boden geschleudert.
Er wollte sofort wieder hoch. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß Bill Conolly und Lester Hanson eingreifen wollten, doch ich hielt sie mit einem scharfen Zuruf zurück.
Eine Waffe trug ich doch bei mir.
Mein silbernes Kreuz. Dieser Talisman, den ich vor Jahren geschenkt bekommen hatte, war oft zum Retter in höchster Not geworden. Inzwischen war es mir gelungen, die seltsamen Zeichen zu enträtseln, die in das Silber eingraviert worden waren.

Damit hatten die vier Erzengel ein Bollwerk gegen das Böse errichtet. Das Kreuz war solch eine starke Waffe, daß selbst Dämonen der höheren Ränge sich davor fürchteten.

Der Nachzehrer saß am Boden. Er hatte den Kopf etwas zwischen die Schultern gezogen. Blitzschnell öffnete ich die Knöpfe meines Hemdes und streifte das Kreuz ab.

Schwer lag das silberne Kruzifix in meiner rechten Hand. Ich drehte die Hand so, daß der Nachzehrer es anschauen mußte.

Sein Blick traf das Kreuz!

Augenblicklich ging eine Veränderung mit ihm vor. Der Mund klaffte noch weiter auf, das Gesicht verzerrte sich, die Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, und abwehrend hob er den rechten Arm.

Ich schlug ihn nach unten.

»Weg!« gurgelte er. »Nimm es weg! Aaahh…«

Ich überhörte die Worte, kniete mich hin und hielt das Kreuz dicht vor sein Gesicht.

»Du wirst uns sagen, was los ist!« zischte ich zwischen den Zähnen hindurch. »Warum bist du aus dem Grab gestiegen?«

»Nein – ich… weg!«

Er heulte das letzte Wort, doch ich war unerbittlich. Wenn ich das Kreuz jetzt einsteckte, bekam er Oberwasser und legte mein Handeln als Schwäche aus. Dämonen dachten so, und deshalb blieb ich hart.

Im Hintergrund sprach Lester Hanson. »Mein Gott«, flüsterte er, »das ist ja schrecklich…«

Bill Conolly hielt ihn zurück. »Lassen Sie John Sinclair nur. Er kennt sich mit diesen Geschöpfen aus.«

Der Nachzehrer zitterte und flehte. Stur schüttelte ich den Kopf. Der lebende Tote hatte eine panische Angst vor dem Silber. Vor dem Kreuz weniger. Aber in Verbindung mit dem geweihten Metall war es für den Nachzehrer tödlich.

»Wer ist dein Herr und Meister?« fragte ich. »Wer hat euch oder dich aus dem Grab geholt? Was hast du mit Jill vorgehabt?«

Er wand sich, rutschte weiter zurück und lag bald auf dem Boden.

Ich machte jede Bewegung mit. Mein Blick heftete sich an seine Augen.

»Nun…?« Meine Stimme klang drohend.

Der Nachzehrer schwankte zwischen Angst und Treue zu seinem Meister. Die Angst siegte.

»Ich – ich rede!« keuchte er. »Aber nimm es weg…«

Ich entfernte das Kreuz ein wenig. Behielt es aber immer in einer drohenden Reichweite.

Die Haltung des Nachzehrers entspannte sich ein wenig. »Er verlangt es«, sagte er. »Er will sie aus den Gräbern holen. Die Nachzehrer und die anderen.«

»Wer ist er?«
»Der Totenbeschwörer!«
Ich warf Bill Conolly einen raschen Blick zu, doch mein Freund hob nur die Schultern. Er konnte mit dem Begriff auch nichts anfangen.
»Hat der Totenbeschwörer auch einen Namen?« wandte ich mich an den Nachzehrer.
Er schwieg, aber seinen Augen sah ich an, daß er sehr wohl einen Namen wußte, ihn jedoch nicht preisgeben wollte. Ich brachte das Kreuz wieder näher an sein Gesicht.
»Hör auf!« schrie er. »Ich… sage ihn!«
Von der Tür her vernahm ich einen Schluchzlaut. Lester Hanson war am Ende seiner Nervenkraft. Er sah seinen eigenen toten Vater vor sich auf dem Boden liegen, und dieser Anblick muß einfach zu viel für ihn gewesen sein.
Hätte Bill ihn nicht gestützt, Hanson wäre sicherlich zusammengebrochen.
Ich gab meinem Freund ein Zeichen. »Bring ihn nach unten, Bill. Das hier schaffe ich allein.«
Doch Lester wollte nicht. Stur schüttelte er den Kopf. »Nein, ich will hierbleiben.«
Mir war es egal. Ich wollte nur so rasch wie möglich eine Antwort bekommen.
»Also, wer ist es?« hakte ich nach. »Sag den Namen!«
Und dann hörten wir die Antwort. Der Nachzehrer gab sie uns.
Bill und mich traf es wie ein Hammerschlag. Mit allem hatten wir gerechnet, nur damit nicht.
»Er heißt Myxin!«
Bills Reaktion entlud sich in einem Pfiff. Ich zuckte zusammen und merkte plötzlich, wie sehr ich schwitzte. Myxin war also wieder aufgetaucht. Wir hatten ihn bereits vergessen, doch jetzt brachte er sich auf makabre Weise in Erinnerung.
Myxin, der Magier. Selbst ein Dämon und Feind meines stärksten Gegners, dem Schwarzen Tod. Die beiden stritten um die Vorherrschaft im Dämonenreich. Der Schwarze Tod war mächtiger, da Myxin einen zehntausendjährigen Schlaf hinter sich hatte und die Zeit an ihm vorbeigelaufen war. Erst Suko und ich hatten ihn aus dem Schlaf erweckt und uns damit versehentlich einen Gegner geschaffen. So etwas wie Dankbarkeit kannte Myxin nicht, es sei denn, er konnte uns gegen den Schwarzen Tod aufhetzen. Dann gab er uns Informationen, Hinweise und Tips, mit denen wir den Schwarzen Tod treffen konnten.
Doch diesmal war Myxin unser Hauptfeind!
Ich ahnte die Gründe, weshalb er die Toten aus den Gräbern holen wollte. Er brauchte Verbündete, die ihn in seinem Kampf gegen den

Schwarzen Tod unterstützten. Und es war wirklich ein ungeheurer Zufall, daß wir uns gerade dort aufhielten, wo Myxin zuschlug.

Aber konnten wir noch etwas retten?

Der Nachzehrer mußte mir die Antwort geben. Ich schaute ihn an. »Myxin kenne ich«, sagte ich. »Wir haben nicht erst einmal gegen ihn gekämpft. Ich will nur wissen, was er vorhat.«

»Wir brauchen das Blut der Lebenden, um die Toten aus den Gräbern zu holen«, erwiderte der alte Hanson.

Diese Aussage schockierte mich, doch im Prinzip hatte ich nichts anderes erwartet. »Was geschieht mit dem Blut? Wie geht die Beschwörung vor sich?«

Der Nachzehrer wußte gut Bescheid.

»Wir träufeln es in den Boden, damit das Grab auf eine magische Weise verändert wird und die Lebenden auch zu den Toten steigen können. Allerdings nur zu den Nachzehrern, denn wir brauchen die Normalen, um ihnen das Leben zu entreißen.«

»Blut?«

»Nein, die Seele.«

Ich atmete tief durch. Bisher war mir das alles noch etwas unverständlich, aber ich hoffte, in den nächsten Stunden eine Lösung zu finden. Außerdem mußte ich Myxin suchen und aufspüren. Einer Auseinandersetzung mit ihm konnte ich nicht mehr aus dem Weg gehen.

Die rot umränderten Augen des Nachzehrers waren starr und ängstlich auf mich gerichtet. Er traute mir nicht. Sein Denken war durch die reine Dämonologie so beeinträchtigt, daß er damit rechnete, nicht mehr zu überleben.

Ich dachte darüber nach, was zu tun war.

Sicher, ich hätte ihn vernichten können, denn er war kein Mensch mehr. Er war wehrlos. Wenn ich ihn aber jetzt tötete, fühlte ich mich als Mörder.

Es war ein innerer Kampf, den ich ausfocht, obwohl der Dämon mich auf der anderen Seite bestimmt nicht geschont hätte. Dessen war ich mir sicher.

Auch Lester Hanson schaute mich an. In seinen Blicken lag die Bitte, es nicht zu tun.

Ich schüttelte den Kopf. »Fesseln«, sagte ich.

Es waren noch genügend Stricke übrig geblieben. Während Bill Conolly den Nachzehrer mit meinem Kreuz in Schach hielt, verschnürte ich ihn zu einem Paket.

Jill lag auf der Couch und schaute teilnahmslos zu. Hin und wieder stieß sie einen Stöhnlaut aus.

Ich zog den letzten Knoten fest. Der Nachzehrer bäumte sich auf.

Bill fragte: »Wohin mit ihm?«

Ich wandte mich an den Hausherrn.
»Haben Sie hier einen ausbruchsicheren Keller?«
Lester Hanson nickte.
»Gut, dann schaffen wir ihn dort hinein.«
»Und was haben Sie mit ihm vor?« fragte mich Lester Hanson.
Da mußte ich passen. »Keine Ahnung, Mr. Hanson. Vielleicht haben wir in ihm ein Faustpfand. Ich weiß es noch nicht genau. Wir müssen erst diesen geheimnisvollen Totenbeschwörer finden.«
»Sie kennen den Kerl?«
»Ja.«
»Und? Ist er gefährlich?«
Ich verkniff mir eine Erwiderung, denn ich wollte den braven Mann nicht mehr als nötig ängstigen. Myxin besaß wirklich eine außergewöhnliche Macht. Mit einfachen Dämonenbannern war er nicht zu schlagen. Wir mußten uns schon Tricks einfallen lassen.
Bill Conolly faßte mit an. Er trug die Beine des Nachzehrers, während ich ihn unter den Achseln packte. Lester Hanson hielt uns die Tür auf. Als wir an ihm vorbeigingen, fletschte der lebende Tote die Zähne. Angstvoll wich Lester seinem Blick aus.
Wir trugen ihn in den Keller. Diese unter der Erde liegenden Räume waren wirklich für eine Ewigkeit gebaut. Die dicken Mauern schluckten jeden Schrei. Eng und feucht waren die Gänge. Hin und wieder fielen dicke Wassertropfen von den unter der Decke entlanglaufenden Rohren. Es roch muffig.
Lester Hanson schloß die Tür eines Verschlages auf. Licht gab es darin nicht. Wir mußten uns mit dem begnügen, was draußen vom Gang hereinfiel. Die Hälfte des Verschlages wurde von einem Kohlenhaufen eingenommen. Zwischen ihm und der Tür befand sich soviel Platz, daß der Gefesselte dort liegen konnte.
Ich nickte beifällig. »Das müßte reichen.« Gewissensbisse, ihn auf die feuchte Erde zu legen, hatte ich nicht. Der alte Hanson war kein Mensch mehr, er spürte keine Kälte und auch keine Hitze. Er war ein lebender Leichnam.
Als wir den Verschlag verließen, begleiteten uns seine grauenhaften Verwünschungen. Lester Hanson verschloß die Tür. Zweimal drehte er den Schlüssel herum.
»Das müßte reichen«, sagte Bill.
Die beiden Jungen hatte Lester Hanson auf ihre Zimmer geschickt.
Im Hausflur standen wir uns gegenüber.
Mir fiel der Koffer ein, der noch immer im Wagen lag.
»Ich hole ihn«, sagte Bill. Er wollte nach draußen gehen, als die Tür aufschwang.
Auf der Schwelle stand eine Frau.
Elisa Hanson!

***

Sie schaute uns an, runzelte die Stirn und hob überrascht die Augenbrauen. »Was ist denn hier los?« fragte sie.

Lester Hanson trat vor. Er legte seinen Arm um ihre Schultern, doch sie blieb stocksteif stehen. »Ich werde es dir später erklären, Darling«, sagte er, »komm erst einmal herein.«

»Ich gehe dann eben«, meinte Bill und schlüpfte durch die offenstehende Tür.

»Warst du so lange im Ort?« fragte Lester.

»Ja.«

»Ist dir unterwegs, ich meine, ist dir vielleicht etwas aufgefallen. Zum Beispiel…?«

»Was sollte mir denn aufgefallen sein?« Die Stimme der kleinen, weißhaarigen Frau klang ärgerlich.

Ich versuchte einzulenken. »Ihr Mann macht sich eben Sorgen um Sie«, sagte ich.

»Das brauchte er nicht. Ich bin kein kleines Kind mehr, zum Teufel. Außerdem hat mich Fred nach Hause gefahren.«

»Wir haben keinen Wagen gehört«, sagte Lester.

»Ich bin die letzten Yards zu Fuß gelaufen«, erwiderte Elisa spitz. »So, und jetzt möchte ich mich umziehen, bitte schön.« Sie drängte sich an ihrem Mann vorbei und schritt die Treppe hoch.

»Verstehen Sie das?« fragte mich Lester.

»Ich kenne Ihre Frau nicht. Aber seltsam hat sie sich schon benommen.«

»Finde ich auch.«

Bill kam zurück. In der rechten Hand trug er den Koffer. In der anderen meine Beretta samt Halfter. Ich schnallte mir die mit Silberkugeln geladene Waffe um.

»Wir gehen in den Living-room«, schlug Lester Hanson vor. »Meine Frau wird sicher nachkommen.«

Der Wohnraum war gemütlich eingerichtet. Man sah den Möbelstücken ihr Alter an.

»Alles geerbt«, erklärte uns der Hausherr.

Auf einer halbrunden Couch nahmen Bill und ich Platz. Lester Hanson holte Whisky aus dem Schrank und drei Gläser. »Sie trinken doch einen Schluck?«

Wir waren einverstanden.

Es tat gut, nach all den Aufregungen ein kleines Glas zu trinken.

Nachdem wir die Gläser abgesetzt hatten, entstand eine Pause. Im Ofen knisterte das Holz und glühten die Kohlen. Draußen war es mittlerweile völlig dunkel geworden. Wir kamen uns vor wie auf einer hellen Lichtinsel.

Lester Hanson unterbrach das Schweigen. »Wie geht es jetzt weiter?«

Die Frage war an mich gerichtet, und ich gab auch die Antwort. »Mein Freund Bill Conolly und ich werden uns den Friedhof einmal näher ansehen. Dabei müssen wir zwangsläufig auf diesen geheimnisvollen Myxin stoßen.«

»Und dann?«

Ich lächelte sparsam. »Wir werden versuchen, Myxin auszuschalten. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber wie wollen Sie das schaffen?« fragte Lester Hanson.

»Das ergibt immer die jeweilige Situation. Wir sind da sehr auf Improvisation angewiesen.« Ich gab Bill Conolly ein Zeichen. »Reich mir bitte den Koffer.«

Bill gab ihn mir.

Ich legte den Koffer auf meine Knie und öffnete den Verschluß. Dies sah leicht aus, doch wenn ein Unbefugter es versuchte, sprühte ihm ein Gas entgegen, das ihn davon abhielt, sich weiter mit dem Koffer zu beschäftigen.

Ich gab Bill ebenfalls eine Pistole, sowie den Silberdolch und die magische Kreide. Die gnostische Gemme hängte er ebenfalls sich um. Sie hatte uns schon manches Mal gute Dienste erwiesen. Die Gemme war ein flacher Stein, der auf der Oberfläche eine stilisierte Schlange zeigte, die sich selbst in den Schwanz biß.

Fast andächtig nahm Bill Conolly die wertvollen Sachen entgegen. Er wußte ebenso wie ich, wieviel davon abhing. Bill hatte zahlreiche Abenteuer Seite an Seite mit mir ausgefochten. Ihm war bekannt, worauf es ankam.

»Sind Sie ein Hexenjäger?« fragte Lester Hanson plötzlich.

»So ähnlich.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich begreife das nicht. Sie kommen nach Gatway, nehmen an einer Beerdigung teil, werden mit grauenhaften Dingen konfrontiert, wogegen andere sich nicht wehren können, und Sie öffnen einen Koffer und entnehmen ihm bestimmte Verteidigungswaffen, die sicherlich sehr wirkungsvoll sind. Wie hängt das alles zusammen?«

Ich schloß den Koffer wieder und stellte ihn neben das Tischbein. »Ein Zufall, Mr. Hanson, mehr nicht. Auf eine Geisterjagd waren wir gar nicht vorbereitet, aber das Leben schlägt oft die tollsten Saltos.«

»Ja, das stimmt.« Lester Hanson blickte zu Boden. Ihn beschäftigte etwas, und ich bat ihn, sich auszusprechen.

Er hob die Schultern. »Wissen Sie, Oberinspektor, es ist so. Ich bleibe hier zurück. Mit einem lebenden Toten und einem Mädchen, das ebenfalls in den unmittelbaren Einflußbereich des Grauens geraten ist. Dazu noch eine Frau, die von alldem nichts weiß, aber dennoch Fragen stellen wird. Was soll ich machen?«

Lester Hanson hatte recht. Das war in der Tat ein Problem. Er hatte

mich um Rat gefragt, und ich wollte ihm die Antwort geben. »Am besten, Sie sagen nicht alles.«

»Und wenn sie fragt?« Er wischte sich über die Stirn. »Elisa weiß noch gar nicht, daß Jill wieder zurückgekommen ist. Irgendwann muß ich ihr das erklären. Jill wird rufen. Elisa will bestimmt nach ihr sehen, und dann bemerkt sie, daß Jill gefesselt worden ist. Ich weiß nicht, wie ich ihr das erklären soll.«

»Versuchen Sie, Ihre Frau so lange wie möglich hinzuhalten. Wenn wir zurück sind, werde ich eine Erklärung abgeben.«

»Hoffentlich schaffe ich das.« Er schüttelte den Kopf. »Elisa hat mir gar nicht gefallen. Sie war irgendwie komisch, so abweisend, was man von ihr sonst gar nicht gewohnt ist. Als würde sie sich mit einem Problem beschäftigen.«

»Das ist durchaus möglich«, gab ich zu.

»Ob ihr unterwegs irgend etwas passiert ist?«

»Fragen Sie Ihre Frau«, meinte Bill.

»Nein, Mr. Conolly, das werde ich nicht tun. Ich rufe Fred, den Wirt, an. Er wird mir sagen, wann Elisa ausgestiegen ist.«

Die Worte des Mannes beunruhigten mich ein wenig. Aber wir konnten nicht im Haus bleiben, denn Myxin war die größere Gefahr. Wenn er erst die Leichen aus den Gräbern geholt hatte, gab es für uns kaum noch eine Chance, das Unheil zu stoppen. Wie ich es auch drehte und wendete, wir mußten aus dem Haus.

Plötzlich hob Lester Hanson den Kopf. »Und wissen Sie, Oberinspektor, was mir noch aufgefallen ist?«

»Nein.«

»Elisa hatte Schmutz im Haar. Richtige Krumen, aber das kann auch eine Täuschung gewesen sein. Na ja, wie dem auch sei, Ihnen wünsche ich jedenfalls viel Glück.«

Wir standen auf, überprüften noch einmal unsere Waffen und verabschiedeten uns im Flur von Lester Hanson. Seine Frau bekamen wir nicht mehr zu Gesicht.

Leise schloß Lester Hanson die Tür hinter uns, während wir den Weg zum Friedhof einschlugen.

Ich hätte vielleicht im Haus bleiben sollen, so aber nahm das grauenhafte Drama seinen Lauf…

***

Lester Hanson zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche seiner Hausjacke. Dann drehte er sich um, schritt am Treppenaufgang vorbei und betrat den Wohnraum.

Er sah nicht, daß ihn seine Frau vom ersten Treppenpodest aus beobachtete.

Sie verfolgte jede seiner Bewegungen und lächelte kalt, als sie ihren

Mann in den Wohnraum gehen sah. Elisa hatte genau gehört, worüber sich Lester mit den beiden Fremden unterhalten hatte. Und sie wußte jetzt, was im Haus los war.

Auf Zehenspitzen schlich sie die Stufen hinunter.

Lester stand vor dem Telefon. Er hatte das Buch aufgeschlagen, suchte nach seiner Brille, um endlich die Nummer der Gaststätte herauszufinden.

»Wen willst du denn anrufen?« fragte Elisa leise. Unhörbar hatte sie sich genähert.

Erschreckt wirbelte Lester herum. Er preßte seine Hand gegen das Herz und stöhnte: »Himmel, hast du mir einen Schrecken eingejagt. Da kann man ja direkt Angst bekommen.«

Die Frau winkte ab. »Sei nicht albern. Sag mir lieber, wen du anrufen wolltest.«

»Schon vergessen.«

Sie lächelte. »Dann ist ja alles gut, mein Lieber. Möchtest du etwas trinken? Soll ich dir einen Tee zubereiten?«

»Nein, danke.«

Lester Hanson ließ sich in einem Sessel nieder und schaute seine Frau forschend an.

»Ist was?« fragte sie.

Lesters Hand deutete auf ihren Kopf. »Du hast etwas im Haar! Einige Erdkrumen.«

Ihre Hand fuhr hoch, streifte durch die grauweißen Strähnen. Elisa lachte falsch. »Wie kommt das denn? Ich weiß gar nicht, wo ich mir das geholt haben könnte«, stieß sie aus, als sie die Dreckkrumen zwischen den Fingern spürte.

»Warst du auf dem Friedhof?« fragte Lester.

»Ich?«

»Ja, du.« Er stand auf. »Wo solltest du sonst deine Haare so verschmutzt haben?«

»Ach, hör doch auf. Ich bin ein paar Meter spazieren gegangen, das ist alles. Der Tag war auch für mich ziemlich anstrengend. Ich war müde und wollte deshalb frische Luft schnappen. Ich weiß nur nicht, was du für ein Aufhebens wegen dieser Sache machst.«

»Entschuldige, aber es ist in den letzten Stunden eben zuviel auf mich eingestürmt.«

Elisa lächelte. Sie strich ihrem Mann über das Haar. Lester hob seinen Arm und hielt ihre Finger fest. Dann drehte er den Kopf. Ihre Blicke trafen sich.

Lester vermeinte, den sonst warmherzigen Ausdruck in ihren Augen nicht mehr zu sehen, aber er konnte sich auch getäuscht haben. »Ich muß dir etwas sagen, Elisa.«

»So?«

»Ja – und es ist nicht ganz einfach, die Worte richtig zu formulieren.«

»Rede frei von der Leber weg«, sagte die Frau.

»Gut, auf deine Verantwortung.« Lester Hanson nickte. »Jill ist wieder da!«

»Nein!« Obwohl die Frau schon Bescheid wußte, spielte sie ihre Rolle ausgezeichnet.

»Doch, Elisa, sie ist wiedergekommen. Ganz plötzlich war sie hier. Und sie…«

»Wo war sie denn?«

Lester war über den Themenwechsel froh. »Das hat sie mir nicht gesagt. Sie war sehr müde und hat sich sofort hingelegt.«

Elisa rutschte von der Sessellehne, auf der sie gehockt hatte. »Ich gehe zu ihr.«

»Nein, nicht.«

Die Frau wandte den Kopf. »Warum nicht?«

»Weil sie schlafen möchte. Das mußt du doch verstehen, Elisa. Obwohl ich weiß, wie es in dir aussieht. Aber wir können morgen darüber reden.«

»Gut – morgen.«

Lester atmete tief ein. Der ganze Dialog mit seiner Frau kam ihm vor wie eine schlechte Komödie. Beide wußten sie etwas, sie sprachen auch darüber, nur berührten sie das Thema nicht direkt. Sie redeten um den heißen Brei herum.

Sie spielten sich etwas vor!

Auch wunderte es Lester Hanson, daß seine Frau nicht einmal nach den beiden Kindern gefragt hatte. Er sagte ihr dies auch.

Elisa schaute ihn nur groß an. »Die beiden sind doch in ihrem Zimmer.«

Sie gähnte. »Ich bin aber jetzt auch müde. Ich glaube, ich gehe zu Bett. Kommst du mit?«

Lester, der in Gedanken versunken war, schreckte hoch. »Nein, nein, geh nur. Ich bleibe hier sitzen. Werde vielleicht noch ein wenig lesen.«

»Dann gute Nacht, mein Bester.«

»Ja, gute Nacht.«

Elisa schritt zur Tür. Sie wandte sich nicht ein einziges Mal um. Lester sah deshalb nicht das hinterlistige Lächeln, das ihr Gesicht zu einer Fratze machte.

Sachte schloß Elisa die Tür. Sie ließ einen Mann zurück, dem es nicht gelang, seine Gedanken zu ordnen. Lester Hanson kam sich vor wie auf einem Pulverfaß, das jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte.

***

Ich stellte den Kragen meines schwarzen Burberry höher, um Kinn und Hals vor dem kalten Wind zu schützen. Vom Nachmittag zum

Abend hin waren die Temperaturen gefallen. Zum Glück fiel kein Schnee. Frostklar war der Abend.

Wir erreichten den Friedhof fast übergangslos. Nach wenigen Schritten schon bewegten wir uns zwischen alten Gräbern und untern den Ästen der Platanen.

Zahlreiche Grabstätten waren dem Erdboden gleichgemacht. In einigen Jahren sollten hier neue Gräber entstehen.

Längst waren die Wege zugewachsen. Nicht einmal Pfade konnten wir erkennen. Wir bewegten uns quer durch das Gelände.

Es war eine unheimliche Szenerie. Hin und wieder steckte ein uralter Grabstein schief im Boden. Dann wiederum war es ein Steinkreuz, das im Dunst des Bodennebels eine andere Gestalt annahm.

Es war stockfinster. Bei wolkenverhangenem Himmel hätten wir überhaupt nichts sehen können. Der Halbmond stand über uns wie eine blasse Banane.

Bill schritt etwas versetzt hinter mir. Plötzlich hörte ich ihn gedämpft fluchen.

»Was ist?« Ich wandte den Kopf.

Bill stand gebückt da. Er war in ein Wasserloch getreten. Eine dünne Eisschicht hatte es verdeckt, und sie war unter Bills Last eingebrochen.

Bis zum Knöchel stand mein Freund in der Brühe. Als er das Bein herauszog, war der Fuß tropfnaß. Zusätzlich war ihm das Wasser in den Schuh gelaufen.

»Wenn du mit dem linken Fuß schneller läufst, trocknet er auch rascher«, kommentierte ich sein Unglück.

Bill schlug mit den Händen gegen sein nasses Hosenbein. »Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Aber es kommt der Zeitpunkt, da lache ich.«

Erst einmal lachten wir nicht mehr, denn die unheimliche Umgebung nahm uns gefangen. Obwohl ich mich als ziemlich abgebrüht bezeichnen kann, gehört es nicht gerade zu meinen Hobbys, nachts über einen verlassenen Friedhof zu schleichen. Wir schlichen in der Tat. Wir verursachten so wenig Geräusche wie nur möglich, um unsere Gegner nicht frühzeitig zu warnen.

Ich glaubte dem Nachzehrer. Bestimmt befanden sich seine Artgenossen noch in den kalten Gräbern, doch ich war sicher, daß sie noch in dieser Nacht ihre makabren Stätten verlassen würden – wenn es uns nicht gelang, Myxin, den Magier, auszuschalten.

Die Erinnerung an den Dämon war für mich ein Stichwort. Wir würde er sich verhalten, wenn wir ihm gegenüberstanden? Würde er uns eine Chance geben? Myxin war eine mehr als zwielichtige Person. Einerseits war er auf uns angewiesen – wir bekämpften schließlich auch seine Feinde – andererseits haßte er uns. Wenn ich das Gedankenspiel fortsetzte, so kam ich zu dem Schluß, daß Myxin uns

töten würde, wenn er Verbündete und somit Macht besaß. Und Helfer wollte er sich in dieser Nacht holen.

Wir erreichten die unsichtbare Grenze zwischen dem alten und dem neuen Teil des Friedhofs. Ab jetzt hieß es, noch vorsichtiger zu sein.

»Wir nehmen jeweils hinter den Bäumen Deckung«, flüsterte ich meinem Freund zu.

Bill nickte.

Trauerweiden und Buschreihen grenzten die einzelnen Grabfelder ab. Neben einer rostigen Wassertonne blieben wir stehen. Schräg vor uns lag der Teil des Friedhofes, auf dem am frühen Nachmittag die Beerdigung unseres Kollegen stattgefunden hatte.

Die noch blanken Kreuze der frischen Gräber schimmerten im herabfallenden Mondlicht. Ein Nachtvogel rauschte über unsere Köpfe hinweg, und wir zuckten unwillkürlich zusammen, als wir das Geräusch der sich auf- und abbewegenden Schwingen vernahmen.

Wir versuchten mit unseren Augen die Dunkelheit zu durchdringen, doch je länger wir starrten, um so verschwommener wurde alles.

Von Myxin sahen wir nichts.

Ich stieß Bill an. »Gehen wir!« raunte ich.

Der Reporter blieb wieder dicht hinter mir. Bill hatte seine rechte Hand in die Manteltasche gesteckt, wo sie den Griff der Beretta umklammerte.

Dann standen wir an den ersten Gräbern.

Von Nachzehrern war gesprochen worden. Von Kreaturen, die harmlose Menschen in ihr Grab zogen. Diese Nachzehrer machten sich durch Geräusche bemerkbar. Wenn sie sich also in den Gräbern vor uns befanden, mußten wir sie hören.

Wir lauschten.

Bill gab wieder seinen unvermeidlichen Kommentar. Das tat er immer, wenn die Spannung wuchs.

»Jetzt möchte ich Mr. Spock aus der Serie Enterprise sein.«

»Warum?«

»Der hat längere Ohren.«

Aber auch ohne Mr. Spocks Ohren vernahmen wir schräg vor uns ein saugendes, schmatzendes Geräusch.

Zwei Schritte brachten uns an das Grab.

Ich beugte mich vor.

Die aus dem Grab kommenden Laute, waren so widerlich, daß mir eine Gänsehaut über den Körper lief. Dazu kam noch ein Klopfen. Der Nachzehrer wollte raus, und sein Bemühen, sich bemerkbar zu machen, wurde auf unerklärliche Weise verstärkt.

Einen hatten wir entdeckt!

Aber wie viel lagen noch unter der feuchten Erde? Und wo versteckte sich Myxin?

»John!« Bill Conolly zischte meinen Namen. Irgend etwas hatte meinen Freund erschreckt.

Ich kam aus der gebückten Haltung hoch.

Hart umklammerte Bill meinen rechten Arm. Mit der freien Hand deutete er dorthin, wo sich der Haupteingang des Friedhofs befand.

Und da sah ich sie.

Menschen!

Frauen und Männer. Sie schritten nebeneinander her und gingen in direkter Linie auf die Grabreihen zu…

***

Dieser Trottel, dachte Elisa Hanson. Er ahnt nicht einmal etwas. Glaubt, daß ich mich hinlegen werde.

Die Frau kicherte. Sie stand völlig unter dem dämonischen Einfluß des Magiers.

Das Schlafzimmer des Ehepaares lag im ersten Stock. Auf Zehenspitzen schritt Elisa die Stufen hoch. Sie machte kein Licht, sondern bewegte sich mit traumwandlerischer Sicherheit. Vor ihrer Schlafzimmertür blieb sie einen Moment stehen und drückte dann die Klinke. Sie betrat den dunklen Raum.

Schwaches Mondlicht fiel durch das Fenster und zeichnete die Umrisse des Betts und die Konturen des großen Schranks nach. Auf dem Bett lag Elisas Mantel. Sie hob ihn hoch und schaute mit glänzenden Augen auf die Peitsche hinab, die ihr Myxin überlassen hatte.

Ihre Fingerkuppen strichen über den Griff. Er war aus einem besonderen Material gefertigt, fühlte sich hart, aber dennoch seltsam warm an. Als würde die Peitsche ein Eigenleben führen.

Elisa nahm sie in die Hand, deutete damit auf den Boden und beschrieb einen Kreis.

Sofort zuckten die drei Schnüre heraus und ringelten über den Fußboden. Sie flirrten und flimmerten grünlich. Die Frau konnte nur ahnen, welche eine Kraft in ihnen steckte.

Sie beschloß, eine Probe aufs Exempel zu machen. Sie hob die Peitsche an und schlug damit gegen den Bettkasten.

Nichts geschah. Kein Holz splitterte ab. Die Frau war enttäuscht. Sie war überzeugt, daß die Wirkung der Peitsche bei Menschen einsetzen würde.

Elisa Hanson streifte ihren Mantel über. Die Dämonenpeitsche verstaute sie in der tiefen Tasche, so daß nur noch ein Teil des Griffs herausschaute.

Dann wandte sie sich wieder der Tür zu. Sie wollte nicht länger als unbedingt nötig in ihrem Schlafzimmer verweilen. Vorsichtig zog sie die Tür auf und lauschte.

Von ihrem Mann war nichts zu hören. Er befand sich noch immer unten im Wohnzimmer.

Dieser ahnungslose Narr. Wenn er versucht hätte, sie aufzuhalten, hätte Elisa ihn umgebracht. Dazu war sie fest entschlossen. Die Jahre, die sie mit ihrem Mann gemeinsam verbracht hatte, waren vergessen. Myxin, der Magier, hatte das Gute in der Frau zurückgedrängt, wenn nicht sogar zerstört.

Elisa betrat den Gang. Ein paar Schritte weiter befand sich die Tür, hinter der Jills Zimmer lag. Sie hatte bereits bei ihrer Tochter vorbeigeschaut und sich sagen lassen, wo der alte Hanson hingeschafft worden war.

In den Keller!

Elisa griff in die andere Manteltasche und fühlte das kalte Metall des Schlüssels zwischen ihren Fingern. Mit ihm würde sie das Schloß öffnen, und dann war der Nachzehrer frei!

Gemeinsam wollten sie zum Friedhof zurück, um die große Aufgabe zu beenden.

Sie ging vor bis zur Treppe. Elisa hielt sich am Rand, als sie nach unten stieg. Hin und wieder bewegte sich das Holz der Stufen, aber das war auch alles. Die Laute, die dabei entstanden, waren nicht so stark, daß sie bis an Lesters Ohren drangen.

Als Elisa aus dem Wohnraum Stimmen hörte, blieb sie stehen. Hatte Lester Besuch?

Nein. Sehr bald stellte sie fest, daß die Stimmen aus dem Fernsehapparat drangen. Lester gab sich seiner Lieblingsbeschäftigung hin. Er hockte vor der Flimmerkiste.

Selten war die Frau so froh darüber gewesen. Ihretwegen konnte er bis zum Sendeschluß vor dem Kasten hocken bleiben.

Sie entfernte sich von ihrem Lauschposten und dachte plötzlich an ihre beiden Kinder.

Gaylord und Michael waren ebenfalls zwei Unbekannte in ihrer Rechnung. Elisa überlegte, ob sie noch einmal zu ihnen gehen sollte, aber die Zeit drängte. Elisa wollte so rasch wie möglich auf dem Friedhof erscheinen, damit der Magier nicht zu lange warten brauchte. Schließlich hatte er ihr Leben verändert, und enttäuschen durfte sie ihn nicht.

Zahlreiche Nachzehrer lagen in den Gräbern. Bisher hatte Elisa nichts davon gewußt, daß sich der Horror so auf den Friedhof und dessen unmittelbare Umgebung konzentrierte. Sie wußte auch nicht, weshalb dies so war, vielleicht hatte es in der Vergangenheit irgendein Ereignis gegeben, dessen Tragweite jetzt erst voll erkennbar wurde.

Die Kellertür war nicht verschlossen. Das Schloß war seit Monaten schon eingerostet. Lester hatte es immer auswechseln wollen, kam aber nicht dazu. Nun freute sich die Frau darüber.

Behutsam zog sie die Tür auf. Die Angeln hatten ebenfalls Rost angesetzt, und das Quietschen hallte überlaut in den Ohren der Frau wider. Sie verzog das Gesicht.

Schließlich war der Spalt groß genug, damit sie hindurchschlüpfen konnte. Dunkel lag die Treppe vor ihr. Licht wagte sie nicht anzuknipsen, und so schlich sie in der Finsternis die hohen Steinstufen hinunter.

Doch Elisa war in den Haus aufgewachsen. Sie kannte den gefährlichen Weg.

Mit der rechten Hand hielt sie siich an dem Eisengeländer fest. Rost rieselte zu Boden, und endlich erreichte Elisa das Ende der steilen Steintreppe.

Sie blieb in dem engen feuchten Kellergang stehen und streckte ihr rechte Hand aus. Langsam führte sie die Finger zur Seite, bis sie gegen die Kellermauern stießen.

Die Frau tastete sich Schritt für Schritt voran.

Die erste Nische!

Ihre Hand fuhr ins Leere, fühlte dann die dicken Bohlen der Tür und glitt weiter.

Elisa Hanson passierte noch drei Kellereingängen, bevor sie vor der richtigen Tür stand. Die war wesentlich niedriger als die anderen, und Elisa zog instinktiv den Kopf ein, um sich nicht zu stoßen.

Sie holte den Schlüssel aus der Tasche, suchte nach dem Schloß, fand es und führte den Schlüssel in die Öffnung.

Von innen vernahm sie schabende Geräusche. Dazwischen ein Stöhnen, leises Keuchen und auch Knurren. Hin und wieder rollten Kohlen den Berg hinunter und tickten über den Steinboden.

»Keine Angst, ich komme«, flüsterte die Frau. Gerade so laut, daß der alte Hanson es hören mußte.

Der Nachzehrer schwieg.

Elisa drehte den Schlüssel. Das Vorhängeschloß sprang auf. Die Frau zog es aus dem Riegel und hatte die Tür offen. Sie lächelte diabolisch, als sie das Verlies betrat.

Eine hechelnde Stimme. »Bist du da, Elisa?«

»Ja, mein Lieber. Warte, ich mach Licht.«

Sie holte eine Schachtel Streichhölzer hervor, schob sie auf und hielt wenig später das Schwefelhölzchen in der Hand. Die Finger zitterten, als das Holz über die Reibfläche fuhr.

Zischen, glimmen – dann flackerte die Flamme auf, war erst klein, fand aber rasch neue Nahrung.

Bevor das Streichholz erlosch, sah Elisa das rußgeschwärzte Gesicht des Alten. Die rotumränderten Albinoaugen wirkten in dem flackernden Licht noch schrecklicher.

Elisa zündete ein zweites Zündholz an. Sie fand an der Wand einen

Holzspan. Rasch hatte er Feuer gefangen. Der Span brannte wesentlich länger als ein Streichholz.

Elisa legte den Finger auf ihre Lippen, als sie sich dem Gefesselten näherte. »Warte«, flüsterte sie, »gleich bist du erlöst. Dann kannst du dich an den Lumpen rächen, die dir das angetan haben.«

Es war nicht einfach für die Frau, die Fesseln des Nachzehrers zu lösen, da sie mit einer Hand das brennende Stück Holz halten mußte. Des alte Hanson war ihr behilflich so gut es ging. Er bäumte sich immer wieder auf, rutschte zur Seite, spannte Arme und Beine und versuchte so, die Fesseln zu lockern.

Zwei Fingernägel brach sich Elisa ab, doch das war ihr egal. Hauptsache, sie konnte die Stricke lösen.

Schließlich fielen die ersten.

Jetzt nahm der Nachzehrer den Holzspan in die Hand. Er war schon zur Hälfte abgebrannt. Der Widerschein der Flamme tanzte durch das kleine Verlies und zuckte über das Gesicht des Untoten, so daß es noch dämonischer aussah, als es in Wirklichkeit war.

Er leckte sich immer wieder über die Lippen und machte Kaubewegungen. Der Nachzehrer war erregt. Er sehnte sich nach der Kraft der Menschen, um weiterleben zu können.

»Beeil dich!« keuchte er.

»Ja, ja, gleich bin ich fertig.« Elisa bewegte ihre Finger so rasch es ging. Der alte Hanson blieb nicht ruhig liegen. Durch seine Bewegungen quoll der Kohlenstaub hoch und legte sich als dunkle Schicht auf die Gesichter der beiden.

Der letzte Knoten. Er saß dicht über dem Knöchel und war besonders stramm angezogen.

Der Nachzehrer drehte sich und strampelte.

Ein Ruck – und frei!

»Endlich!« keuchte er.

Elisa erhob sich und trat zurück. Mit glänzenden Augen schaute sie auf ihren untoten Schwiegervater nieder.

Hanson wollte aufstehen. Er rollte erst auf den Bauch, winkelte die Arme an und drückte sich mit beiden Ellenbogen in die Höhe. Die letzten Stunden hatten Kraft gekostet, er brauchte Leben, neue Opfer, sonst war es bald vorbei mit seinem untoten Dasein.

Elisa Hanson half ihrem Schwiegervater. Sie packte ihn unter den Achseln und stemmte ihn hoch.

Der Nachzehrer stand sehr wacklig auf den Beinen. Er kippte nach hinten, doch da war die Wand, die ihn auffing.

Elisa bekam es mit der Angst zu tun. Sie fürchtete, daß der Untote es nicht schaffte.

»Wir müssen weg!« zischte sie ihm zu. »Auf dem Friedhof kannst du dir deine Opfer holen.«

Der alte Hanson keuchte und schüttelte den Kopf. »Schwer, es wird schwer sein. Mir fehlt die Kraft.«

»Reiß dich zusammen!« fuhr Elisa ihn an. »Du darfst jetzt nicht aufgeben.«

»Ich – ich versuche es.«

Elisa hob den Holzspan auf. Er war fast heruntergebrannt und würde höchstens noch ein paar Minuten leuchten. Die Zeit mußte reichen, um zu fliehen.

Sie drückte ihren Schwiegervater auf die Tür zu. »Geh voraus«, sagte sie. »Aber sei leise, damit Lester nichts hört.«

Der Nachzehrer zuckte zusammen. »Lester?« wiederholte er krächzend. »Lester gehört nicht zu uns, und er ist ein Mensch. Ich könnte ihm sein Leben…«

Die weiteren Worte versickerten in einem undeutlichen Gemurmel. Aber Elisa war geschockt. Der Nachzehrer würde vor Lester nicht haltmachen. Sie wollte ihn nicht abhalten, aber außer ihrem Mann befanden sich noch die Kinder im Haus.

Unschuldige Geschöpfe, die…

»Nein!« befahl sie. »Geh jetzt!«

»Und Jill?«

Elisa öffnete die Tür. »Sie wird später zu uns stoßen. Das ist ganz sicher.«

Sie wollte den Nachzehrer in den Gang schieben.

Da traf beide der grelle Schein eines Lichtstrahls. Er blendete, so daß sie den Träger der Lampe nicht erkennen konnten.

Doch die Stimme war beiden bekannt.

»So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht«, sagte Lester Hanson in das eisige Schweigen hinein…

***

Ich zog Bill Conolly in die Deckung einer breit wuchernden Strauchgruppe. Die Menschen brauchten und nicht unbedingt zu sehen. Wir aber konnten sie beobachten und bekamen so mit, was sie im Schilde führten.

Sie hoben sich ziemlich deutlich vor den Grabreihen ab. Ich zählte genau nach und kam auf zehn Personen.

Fünf Männer und fünf Frauen.

Die Gruppe bewegte sich schräg auf uns zu. Wenn die Leute so weitergingen, würden sie uns in einem Abstand von vielleicht vier Yards passieren.

Es war eine gespenstische Prozession, die sich da durch die Grabreihen bewegte. Der Nachtwind blähte die Kleidungsstücke auf und fuhr durch die Haare der späten Besucher. Niemand sprach ein Wort. Nur die dumpfen Schritte waren zu hören oder hin und wieder

das Brechen eines hartgefrorenen Zweiges unter ihren Sohlen.

Man hätte sie für leblose Marionetten halten können. Nur die Atemfahnen vor ihren Lippen bewiesen, daß es sich bei den Leuten um Menschen handelte.

Allerdings um Menschen, die unter einem magischen Einfluß standen. Unter dem Bann der Nachzehrer.

Dessen war ich mir hundertprozentig sicher.

Bill kam dicht an mich heran. Wir standen geduckt da und wurden von den auseinanderfächernden Zweigen gedeckt.

Ich spürte Bills warmen Atem an meinem Ohr. »Das sind Einwohner aus Gatway, John.«

»Ja. Einige habe ich auf der Beerdigung gesehen.«

»Das bedeutet, daß diese Nachzehrer auch mit den anderen Dorfbewohnern Kontakt haben.«

»Sicher. Hier liegen doch nur Verwandte.«

Wir schwiegen wieder und beobachteten weiter. Die Gruppe befand sich etwa auf unserer Höhe. Alle Altersstufen waren vertreten.

Sie hatten jetzt das neu angelegte Gräberfeld erreicht. Kahl ragten die einfachen Holzkreuze aus dem Boden.

Mir sträubten sich die Haare, wenn ich daran dachte. Sollten die Nachzehrer tatsächlich aus ihren Gräbern kommen, so war dies mehr als schlimm. Je nachdem, wie lange sie im Boden gelegen hatten, sahen sie auch aus.

Zombies!

Ja, sie waren Zombies. Lebende Leichen. Erweckt von einem Dämon, der in ein satanisches Spiel eingestiegen war. Von jeher waren Zombies Kreaturen, die sich zum Alptraum der Menschheit entwickeln hatten. Vor allen Dingen im Voodoo-Kult wurde diese Art von Auferstehung zelebriert. Oft krochen schreckliche Gestalten aus den Gräbern, die inzwischen zu Ghouls und anderen Abarten aus dem Reich der Dämonen degeneriert waren und an den Menschen auf fürchterliche Weise Rache nahmen.

Meistens konnte man sie nur dadurch töten, daß man ihnen den Kopf abschlug. Der Schweiß trat mir auf die Stirn, wenn ich an die Fälle dachte, die ich bereits mit Zombies erlebt hatte.

Sie gingen noch einige Schritte weiter und blieben dann stehen. Sie kamen mir dabei vor wie eine militärische Patrouille, die auf einen Befehl wartet.

Sie warteten…

Auf Myxin?

Ich nahm es an. Bei diesem Gedanken glitt meine rechte Hand automatisch in die Manteltasche. Ich fühlte das kalte Metall der Beretta und fragte mich, ob meine Silberkugeln ausreichten. Gegen die Zombies vielleicht, aber nicht gegen Myxin.

Ihn konnte ich höchstens durch mein Kreuz abschrecken, dessen Geheimnis mittlerweise enträtselt war.

»Wir müssen schießen, wenn sie aus ihren Gräbern steigen«, hauchte Bill Conolly.

Ich gab keine Antwort. Der Wind Strich mir über den Rücken und hinterließ ein eisiges Gefühl.

Die Menschen hatten Zweierreihen gebildet. Ihre Arme hingen zu beiden Seiten der Körper herab. Die Köpfe hatten sie leicht erhoben, schauten dabei in den Himmel, als wären sie bereit, das Mondlicht in sich aufzunehmen.

Dann aber – nachdem etwa eine Minute vergangen war – setzten sie sich wieder in Bewegung.

Sie fächerten auseinander, teilten sich und schritten zu den verschiedenen Grabstätten.

Jeder für sich.

Eine Person – ein Grab.

Zehn Menschen – zehn Gräber.

Also zehn Nachzehrer!

Zu viele Gegner für uns. Rechnete man die Menschen noch hinzu, hatten wir es mit dreißig Gegnern zu tun.

Ein verdammt ungleiches Verhältnis.

»Wir müssen sie ausschalten«, flüsterte ich, »bevor es zu einer Katastrophe kommt.«

Bill zog ein zweifelndes Gesicht. »Aber wie?«

Ich antwortete mit einem Satz, der mir innerlich zuwider war, doch ich sah keine andere Möglichkeit. »Radikalkur, Bill. Es geht nicht anders, wenn wir sie retten wollen.«

»Und wie?«

Ich holte tief Luft. »Wir müssen sie bewußtlos schlagen. Das ist unsere Chance. Wir schleichen uns an, und dann werden wir sehen.«

Bill Conolly war einverstanden. Er zog seine Waffe hervor und packte sie am Lauf.

»Wenn das nur gutgeht«, sagte mein Freund.

»Bete, Bill, daß es klappt. Sonst ist es vorbei.« Ich legte eine kleine Pause ein und sagte dann: »Auch mit uns, mein Freund…«

***

Elisa Hanson riß den Nachzehrer zurück, so daß er in die Dunkelheit des Verlieses eintauchte. Der Alte prallte gegen den Kohlenberg, verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Er ruderte mit den Armen, brachte dabei die kleine Halde ins Rutschen und hatte Mühe, sich aus dem schwarzen »Gold« freizuschaufeln.

Der Lampenstrahl verfolgte ihn nicht. Er blieb auf dem Gesicht der Frau haften.

Elisa hob die Arme, um sich vor der blendenden Wirkung zu schützen. Dann zischte sie: »Was willst du hier?«

Lester trat einen Schritt nach vorn. »Dich will ich. Und den Alten dazu!«

Sie lachte schrill. »Verschwinde lieber. Verschwinde, bevor es zu spät ist.«

Lester ließ sich nicht aufhalten. Er überstieg die Schwelle und betrat das Verlies. »Du hast einen Fehler gemacht, Elisa du hättest nicht mehr zurückkommen sollen. Ich habe schon bei deinem Eintritt bemerkt, daß etwas nicht stimmte. Der Schmutz in deinem Haar, zum Beispiel, das war Graberde, nichts anderes. Deine Ausreden haben bei mir nicht gezogen. Ich weiß Bescheid.«

»Dann ist es ja gut«, höhnte die Frau.

Lester schüttelte den Kopf. »Gar nichts ist gut, Elisa. Gar nichts. Aber ich sehe noch eine Chance. Wenn du jetzt umkehrst, ist es noch nicht zu spät. Du bist ein Mensch, kein Dämon. Du kannst noch geschützt werden. Und ich glaube an dich. Deshalb habe ich den beiden Männern auch nichts über meinen Verdacht gesagt.«

»Du verschwendest deine Worte!« kreischte die Frau.

»Und die Kinder? Denkst du auch daran, Elisa?«

»Sie sind mir verdammt gleichgültig.«

Lester Hanson schüttelte den Kopf. Verzweiflung machte sich in ihm breit. Er begriff nicht, daß sich seine Frau, sein Ehepartner, so verändert hatte. Und das von einem Augenblick zum anderen.

»Ich lasse dich hier nicht raus!« sagte er hart.

»Das wirst du aber müssen.«

»Du kannst mich nicht zwingen! Ich werde meines Lebens nicht mehr froh werden, wenn ich dich jetzt gehen lasse.«

Der alte Hanson lag noch immer auf dem Kohlenberg. Sein Blick wanderte zwischen seinem Sohn und seiner Schwiegertochter hin und her. In ihm war erst recht jedes Gefühl erloschen. Es gab keine Verbindung mehr zwischen seinen nächsten Verwandten.

Auch die Blutsverwandtschaft zählte nicht. Wenn sie jetzt in diesem Verlies blieben, so war er verloren. Dann würde er elendig verenden, weil er keine Lebenskraft bekam, die er so nötig brauchte.

Seine Zunge war schon rauh, als sie über die bereits spröden Lippen fuhr.

So kündigte sich das Ende an.

Er stöhnte, aber niemand hatte Mitleid.

Lester Hanson warf ihm nur einen kurzen Blick zu. Dann sagte er zu seiner Frau: »Gib mir den Kellerschlüssel!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein!«

»Ich hole ihn mir!«

»Versuch es!« schrie sie ihm entgegen.

Lester ging vor. Synchron wich die Frau zurück. Lester leuchtete sie mit seiner Lampe an und sah den haßerfüllten Ausdruck in ihren Augen, der ihn erschreckte.

Nein, das war nicht mehr seine Frau, und er empfand plötzlich auch keine Gewissensbisse, sich gegen sie zu stellen.

Er schritt weiter.

»Du rennst in dein Verderben!« hielt ihm Elisa entgegen. Sie streckte die Hand aus. »Tu's nicht. Ich warne dich!«

»Halt deinen Mund!«

Da regte sich der auf den Kohlen liegende Nachzehrer. Er drehte sich etwas zur Seite, und als er sah, daß sein Sohn ihm keinen Blick zollte, kroch sein Arm wie eine Schlange vorwärts. Die Hand bewegte sich auf den linken Knöchel des Mannes zu.

Ein Schritt – ein Griff – und…

»Aahhh!« Lester Hanson schrie auf. Ruckartig zog der Nachzehrer an dem Bein. Die Füße wurden Lester Hanson unter dem Körper weggerissen. Er krachte zu Boden und hatte dabei das Glück, zur Seite zu fallen und auf dem Kohlenberg zu landen. Die Lampe verlor er. Leuchtend rollte sie den kleinen Hang hinab und blieb unten liegen.

»Pack ihn!« geiferte der Nachzehrer.

Die Frau reagierte. Sie stürzte sich auf ihren Mann, warf sich mit ihrem gesamten Gewicht auf seinen Körper und drückte ihn tiefer in die Kohlen hinein.

Lester Hanson war noch etwas benommen. Er versuchte, irgendwo Halt zu finden, doch vergeblich. Lester sackte tiefer.

Die einzelnen Kohlestücke rollten über sein Gesicht. Staub und Dreck verklebten die Augen, drangen in seine Nasenlöcher und in seinen Mund.

Seine Frau kniete auf ihm. Sie hatte ihre Hände um seine Knie gelegt, sah, daß die Kohlen ihren Mann begruben, und löste ihren Griff.

Schweratmend stand sie auf. Sie half dem lebenden Toten ebenfalls auf die Füße und spie aus.

»Willst du ihn nicht töten?«

»Nein, wir lassen ihn hier verschwinden und schließen von außen ab. Raus kann er hier nicht mehr.«

»Wie du willst.«

Der Nachzehrer stützte sich auf die Frau, als sie aus dem Verlies schritten.

»Moment noch«, sagte Elisa. Draußen auf dem Gang drehte sie sich und schloß ab. Den Schlüssel ließ sie in ihrer Manteltasche verschwinden. Sie lachte. »Das wär's. Soll er sehen, wie er sich befreit.«

Die beiden hatten es auf einmal sehr eilig. Zuviel Zeit war verloren gegangen. Sie mühten sich auch nicht, besonders leise zu sein,

sondern liefen so rasch es ging die Treppe hoch.

Der Untote keuchte. Er überwand die Stufen nur mit letzter Kraft. Im Flur wandten sie sich sofort der Haustür zu, zogen sie auf und verschwanden in der Nacht.

Keiner von ihnen sah die beiden Augenpaare, die ihnen im Flur nachstarrten.

Es waren vier Kinderaugen.

Sie gehörten Gaylord und Michael…

***

Lester Hanson hörte die Tür zuschlagen, vernahm das Lachen seiner Frau und konnte doch nichts dagegen tun.

Er lag begraben unter dem Kohlenberg. Der verdammte Staub war ihm in den Mund, die Nase und in die Ohren gedrungen. Er kratzte im Hals und erschwerte das Atmen.

Als Lester die Hände seiner eigenen Frau an seinem Hals gespürt hatte, da brach für ihn eine Welt zusammen. Sie hatte ihn tatsächlich töten wollen. Diese Erkenntnis schockte ihn so sehr, daß er nicht in der Lage war, sich zu wehren. Nur langsam kehrte so etwas wie Kraft in seinen Körper zurück. Er wühlte sich aus dem Kohlenberg hervor. Die Lampe hatte seine Frau nicht mitgenommen. Sie lag auf dem Steinboden und brannte weiter. Der Lichtstrahl zeichnete einen hellen Kreis gegen die verschmutzte Wand.

Auf allen vieren kroch Lester Hanson über den Boden. Neben der Lampe blieb er sitzen und ruhte sich aus.

Eine lange Pause gönnte er sich nicht. Lester Hanson wollte so schnell wie möglich das Gefängnis im eigenen Haus verlassen. Doch die Tür war verschlossen.

Mit einem müden Lächeln wandte er sich um und drehte sich dem Luftschacht und der Kohlenrutsche zu. Dabei mußte er wieder auf den Berg klettern.

Lester Hanson schaute in den Schacht hinein. Ein Eisengitter deckte ihn oben ab. Von seiner Position aus kaum zu öffnen. Also Fehlanzeige.

Vom Gitter tropfte der tauende Schnee. Das Wasser spritzte auf Lesters Kopf. Er verrieb die Tropfen, und zusammen mit dem Staub wurde die Flüssigkeit zu einem Matsch.

Lester Hansons Gedankenapparat lief auf Hochtouren. Wie kam er aus diesem Gefängnis wieder heraus?

Er dachte an die beiden Scotland-Yard-Leute. Lester wußte nicht, daß Bill Conolly kein Polizeibeamter war.

Aber die waren weit weg und konnten ihm nicht helfen.

Es mußte jemand sein, der sich im Haus aufhielt.

Jill?

Nein, die kam nicht dafür in Frage. Er wußte auch nicht, was mit ihr war, ob seine Frau sich nicht auch an Jill herangemacht und sie befreit hatte.

Es war alles so furchtbar kompliziert.

Lester vergrub sein Gesicht in beide Hände. Und da hatte er die Idee.

Die Jungen!

Gaylord und Michael. Sie mußten ihm helfen. Gaylord war neun, Michael elf Jahre alt.

Sie waren seine einzige Hoffnung.

Wie hatte seine Frau noch gesagt? Die Kinder hielten sich in ihren Zimmern auf. Es gab jedesmal Schwierigkeiten, sie ins Bett zu bekommen. Die beiden wollten abends immer lange aufbleiben.

Hoffentlich hatten sie es sich heute nicht anders überlegt.

Lester Hanson ging zur Tür. Tief holte er Luft. Und dann begann er mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft um Hilfe zu schreien…

***

Wir warteten noch.

Die Zehnergruppe löste sich auf. Jeder ging zu einem anderen Grab.

Schweigend aber zielstrebig.

Einige Personen wurden von der Dunkelheit verschluckt. Die Gräber, die sie besuchen wollten, lagen weiter entfernt. Nur das Säuseln des Nachtwindes und die Schritte der Menschen waren zu hören.

»Wir müssen jeden dieser Dorfbewohner bewußtlos schlagen«, erklärte ich Bill noch einmal. »Sie dürfen erst gar nicht dazu kommen, die Nachzehrer aus ihren Gräbern zu holen.« Ich schaute ihn an und sah sein Gesicht als hellen Fleck dicht vor mir. »Schaffst du das?«

»Ja.«

»Okay, dann los!«

Mein Freund nickte. Zusammen mit mir schob er sich aus der Deckung. Wir liefen geduckt und versuchten so wenig Geräusche wie möglich zu machen.

Es war eine fast unlösbare Aufgabe. Wenn man uns zu früh bemerkte, ging der ganze Plan schief.

Das Gräberfeld, das die Menschen besucht hatten, war ziemlich groß. Die einzelnen Grabstätten lagen weit verstreut. Wollten wir effektiv »arbeiten«, mußten wir uns trennen.

Die erste Gestalt tauchte vor uns auf. Wir sahen ihren Bücken. Es war ein Mann. Leicht gebückt stand er vor dem Grab und stieß Worte aus, die ich nicht verstand.

Ich zeigte auf mich.

Bill Conolly verstand und nickte.

Unhörbar pirschte ich mich an den Mann heran. Meine Blicke waren überall, auch rechts und links. Ich rechnete jeden Augenblick mit

einer Gefahr, mit dem Auftauchen von Myxin, dem Magier.

Noch geschah nichts.

Auf halber Strecke zu meinem Ziel vernahm ich die widerlichen Geräusche. Sie drangen aus dem Grab, der Nachzehrer war schon kräftig bei seiner Arbeit.

Sicherlich dauerte es nicht mehr lange, und er verließ seine makabre Wohnung.

Hinter dem Beschwörer richtete ich mich auf.

Er war ahnungslos.

Dann schlug ich zu.

Genau und dosiert. Ich wollte dem Mann nicht mehr Schmerzen bereiten als unbedingt nötig.

Er knickte zusammen und fiel langsam zur Seite. Ich fing ihn auf und legte ihn neben dem Grab zu Boden. Dann schaute ich über die Schulter zurück.

Keiner der anderen hatte etwas bemerkt. Ich gab Bill ein Zeichen. Mein Freund huschte herbei.

»Alles klar, Bill, der erste ist…«

Plötzlich wurden Bills Augen groß. Ich folgte seinem Blick und sah selbst, was mit dem Grab vor uns geschah.

Die Erde bewegte sich!

Der Nachzehrer!

Einige Sekunden hielt ich den Atem an, weil mich die Szene faszinierte und abstieß zugleich. Viele Regisseure haben in ihren Horrorfilmen Bilder dieser Art fantastisch umgesetzt. Doch die Wirklichkeit übertrifft alle Kinoprodukte. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber wenn jemand am eigenen Leib erlebt und zusieht, wie diese Toten auferstehen, das ist grauenhaft.

Schon tauchten die Fingerspitzen aus der harten Erde auf. Ich sah die langen Nägel, unter denen der Dreck wie schwarze Halbmonde lag. Die Hand bohrte weiter, drückte die Erde hoch, verschaffte sich Platz.

»Tu was!« zischte Bill Conolly hinter mir. Auch er bekam die Szene mit, da er über meine Schulter schaute.

Bill hatte gut reden. Was sollte ich tun? Sicher, ich konnte den Untoten nicht einfach laufenlassen. Aber nahm ich jetzt die Beretta und erschoß ihn, dann würde der Knall auch die anderen rebellisch machen.

Bill brachte mich auf die richtige Idee. An das Naheliegendste denkt man selbst oft zuletzt.

»Nimm das Kreuz!«

Mein Freund hatte recht.

Der Nachzehrer kroch immer weiter aus dem Grab. Ich sah bereits seinen Arm und einen Teil der Schulter. Das Leichenhemd war schon zerstört. Ich dachte in diesen schrecklichen Sekunden nur daran, diese

Bestie nicht aus dem Grab steigen zu lassen.
In die rechte Hand nahm ich mein Kreuz.
Ich fühlte die Wärme des geweihten Silbers und spürte auch etwas von der Kraft, die von diesem Kruzifix ausging.
Jetzt mußte es mir wiederum helfen.
Der Arm des Nachzehrers stand fast senkrecht. Einen Augenblick blieb er wie ein Denkmal stehen, dann senkte er sich nach vorn und fiel genau auf mich zu.
Gegen das Kreuz!
Arm und Kruzifix berührten sich. Gut und Böse prallten aufeinander. Das Lichte kämpfte gegen die Dunkelheit.
Wer gewann?
Aus den Tiefen des Grabes drang ein grauenhafter Schrei an meine Ohren. Die Hand war dort, wo sie das Kreuz berührt hatte, verbrannt. Und sie löste sich auf.
Wie bei einem Vampir.
Ich zog das Kruzifix zurück. Wieder der Schrei. In dem Grab mußten sich grauenhafte Dinge abspielen. Ich war heilfroh, daß ich dem Treiben nicht zuzusehen brauchte.
Der Arm verschwand und zerfiel gleichzeitig. Er wurde eins mit dem Boden.
Wir hatten den Nachzehrer besiegt.
Einen von zehn!
Ein Tropfen auf dem heißen Stein.
Erst jetzt merkte ich, daß Bill Conolly seine Hände in meine Schulter gekrallt hatte. Auch ihn hatte der Vorgang stark mitgenommen.
Ich atmete mit offenem Mund, gönnte mir keine Pause. »Wir müssen weiter, Bill. Es war nur der erste.«
»Und dabei wird es auch bleiben!« erklang hinter uns eine kalte Stimme.
Wir wirbelten herum.
Vor uns stand Myxin, der Magier!

***

Draußen ging es dem alten Hanson besser.
Nach wenigen Schritten blieb er stehen und schaute zu der halbrunden Scheibe hoch.
»Weiter!« forderte die Frau. »Der Meister wartet auf uns. Wir dürfen keine Zeit verlieren!«
Der Untote schüttelte den Kopf. »Ich muß noch warten. Ich will Kraft schöpfen. Die Kraft der Finsternis…«
Elisa gönnte ihm eine halbe Minute.
Dann zog sie ihn fort. »Du darfst jetzt nicht aufgeben.«
Sie stolperten auf den Friedhof zu. Elisa hatten den Nachzehrer an

der Hand gefaßt. Um Mitternacht sollte alles vorbei sein. Bis dahin mußten die anderen ihre Gräber verlassen haben.

Und die Zeit drängte.

Viel war noch zu tun. Denn nach der Tageswende würden sie in Richtung Gatway gehen, um Energie zu tanken. Sie feuerte den Nachzehrer immer wieder an. »Der Meister wird dir deine Kraft zurückgeben. Du mußt nur schnell bei ihm sein.«

»Ja, ja!« keuchte der alte Hanson und stolperte durch die Dunkelheit…

***

Gaylord Hanson schaute seinen um zwei Jahre älteren Bruder Michael besorgt an.

»Wo geht Mom hin?« wisperte er.

»Ich weiß es nicht.«

»Wer war denn bei ihr?« fragte Gaylord. Er klammerte seine Hände um die Stäbe des Geländers.

»Ich glaube…« Michael sprach nicht weiter, weil er plötzlich Angst bekommen hatte.

»Meinst du Großvater?«

Michael schüttelte den Kopf. »Der ist doch tot.«

Gaylord nickte ernst. »Das stimmt. Aber vielleicht ist er aus dem Grab gekommen«, folgerte er in seiner kindlichen Naivität und ahnte nicht, daß er mit dieser Vermutung nicht weit danebenlag.

Sein älterer Bruder gab darauf keine Antwort. Er ging zwei Stufen nach unten und schaute in den Flur. Dämmerlicht hüllte ihn ein. Die Konturen der Garderobe verwischten. Die beiden an den Haken hängenden Mäntel sahen aus wie Geister aus der Jenseitswelt.

»Du, Michael, ich habe Angst«, sagte Gaylord leise.

»Das brauchst du nicht. Ich bin doch bei dir.« Michael fühlte sich für seinen Bruder verantwortlich.

»Trotzdem…« Gaylord begann zu schluchzen. »Außerdem ist Dad nicht da.«

»Er sitzt bestimmt im Wohnzimmer und ist vor dem Fernsehapparat eingeschlafen«, vermutete Michael.

»Nein, glaube ich nicht.«

Michael drehte sich um. »Sollen wir nachsehen?«

»Ja. Aber halte mich fest.« Gaylord erhob sich aus seiner sitzenden Haltung, und sein älterer Bruder nahm ihn bei der Hand. Gemeinsam schlichen die beiden Jungen die restlichen Stufen hinab und huschten auf Zehenspitzen in Richtung Living-room.

Sie lauschten an der Tür.

»Alles still«, raunte Gaylord. »Er ist bestimmt nicht mehr hier.« Der Neunjährige begann wieder zu weinen.

Michael tröstete ihn, indem er ihm seine Hand auf die Schulter legte. »Wir werden ihn suchen, Gaylord«, versprach er.

»Aber wo?«

Darauf wußte der Ältere auch keine konkrete Antwort.

Die beiden standen im kalten Hausflur und schauten sich an. Gaylord zitterte, die Tränen liefen über seine Wangen. »Sollen wir nach oben zu Jill gehen?«

»Aber wir dürfen nicht. Man hat uns doch verboten…«

»Jill wird sicher wissen, was wir tun können.«

Die beiden Brüder wollten sich schon auf den Weg machen, als sie den Ruf hörten.

»Moment«, raunte Michael. Er hielt Gaylord fest.

»Was ist?«

»Da hat doch einer gerufen.«

»Wo?«

Michael deutete mit dem Finger nach unten. »Ich glaube, das war im Keller.«

Unhörbar schritten die Jungen auf die Kellertür zu und lauschten dort.

»Hilfe…«

Nur schwach drang der Ruf an ihre Ohren. Aber es gab keinen Zweifel. Jemand war dort unten eingeschlossen.

»Das ist doch Dad«, sagte Gaylord.

Michael nickte.

»Du, ich habe solch eine Angst.« Gaylord klammerte sich bei seinem älteren Bruder fest. »Wenn Daddy nun etwas passiert ist.«

Michael raffte all seinen Mut zusammen. »Nachschauen müssen wir aber. Und du gehst mit.«

Gaylord nickte. Er ließ Michael den Vortritt, und der öffnete die Kellerflurtür.

»Hilfe!«

Wieder hörten sie den Ruf. Diesmal wesentlich lauter als zuvor.

Michael schrie in den nachtdunklen Keller hinein. »Daddy, wir kommen! Wo bist du?«

»Im Kohlenkeller!«

Jetzt gab es für die beiden Jungen kein Halten mehr. Michael machte Licht. Er mußte sich dabei auf die Zehenspitzen stellen, da der Schalter so hoch angebracht war.

Dann hasteten sie die steile Treppe hinab. Sie konnten es kaum erwarten, ihren Vater aus dem Gefängnis zu befreien. Michael erreichte die Tür als erster.

Sie war zu.

Enttäuscht trat er einen Schritt zurück. »Die Tür ist abgeschlossen, Dad!« rief er verzweifelt.

Gaylord begann wieder zu weinen.
Lester Hanson verlor die Nerven zum Glück nicht. Er stand dicht hinter der Tür und rief: »Ihr müßt das Schloß aufbrechen, Jungs!«
»Aber womit?«
»Sucht eine Brechstange. In irgendeinem Keller werdet ihr sicherlich eine finden. Sucht – bitte.«
»Okay, Daddy!«
Die Jungen machten sich an die Arbeit. Jeden Kellerraum suchten sie ab, schauten in alle Ecken, sahen in der Werkzeugkiste nach, und Gaylord fand schließlich das Gesuchte.
Das Brecheisen lag neben einer alten Kartoffelkiste. Gaylord hob es triumphierend hoch.
Rasch nahm Michael ihm die Eisenstange aus der Hand. »Komm, die ist zu schwer für dich«, sagte er und lief in den Gang. Gaylord konnte ihm kaum folgen.
Dann standen sie vor der Tür. Beide waren ungeheuer aufgeregt und atmeten schwer.
»Dad?« rief Michael.
»Ja. Habt ihr es?«
»Gaylord hat es gefunden«, berichtete Michael. »Es lag neben einer alten Kartoffelkiste.«
»Okay, Jungs. Ihr wißt, wie ihr die Brechstange anzusetzen habt?«
»Ja. Zwischen Tür und Mauer.«
»Okay, ihr seid fantastisch. Dann nichts wie ran.«
Michael und Gaylord machten sich an die Arbeit. Sie versuchten die vorn flach zulaufende Spitze der Brechstange in die Lücke zwischen Mauer und Tür zu klemmen, doch das war gar nicht so einfach. Ihr Vater gab ihnen den Rat, einiges von der Mauerecke wegzuschlagen.
Sie taten es, und dann ging es besser.
Gaylord und Michael packten gemeinsam zu, als sie die Brechstange in den Spalt klemmten.
»Habt ihr es?« rief Lester Hanson. Auch seine Stimme zitterte vor Nervosität.
»Ja.«
»Okay, dann drückt dagegen. Und beide gleichzeitig. Ich zähle. Bei vier fangt ihr an.« Hanson holte noch einmal tief Atem, während seine Jungs nur durch die Tür von ihm getrennt mit angespannten Gesichtern dastanden.
»Eins – zwei – drei, jetzt!«
Gaylord und Michael setzten all ihre Kräfte ein. Sie stemmten sich gegen die Stange, als gelte es, eine Weltmeisterschaft zu erringen. Mauerwerk bröselte, Holz knirschte, die Stange bog sich etwas durch – doch die Tür hielt.
Gaylord schluchzte auf. »Wir schaffen es nicht, Dad. Wir sind nicht

stark genug.«
»Versucht es noch einmal!«
Wieder setzten die beiden Kinder all ihre Kräfte ein. Staub rieselte zu Boden, legte sich als feine Puderschicht auf die Füße der Jungen und klebte bereits auf ihren verschwitzten Gesichtern.
Und die Tür – sie brach. Das heißt, der Riegel bewegte sich und wurde aus dem Mauerwerk gerissen.
»Geht zur Seite!« rief Lester Hanson.
Die Jungen sprangen zurück.
Lester nahm einen kurzen Anlauf und warf sich dann gegen die Tür. Sie flog förmlich aus dem Rahmen, prallte in den Gang, und Lester fiel auf das Holz.
Keuchend blieb er liegen, während sich seine beiden Kinder auf ihn stürzten und ihn umarmten.
Er stand auf.
Michael und Gaylord schauten zu ihm hoch.
»Was willst du jetzt machen, Dad?« fragte der Ältere.
Lester strich ihnen über die Köpfe. »Ich werde eure Mutter suchen.«
»Weißt du denn, wo sie hingegangen ist?«
»Ja, zum Friedhof!«
»Dann gehen wir mit!« riefen die Kinder.
Lester Hanson erwiderte nichts, sondern lief los…

***

Er war der große Triumphator, er hatte gewonnen!
Myxin stand vor uns – und obwohl er nicht groß war, so überragte er uns um Haupteslänge, da wir noch immer in unserer hockenden Stellung verharrten.
»John Sinclair«, sagte Myxin und sprach meinen Namen aus, als würde er etwas Kostbares kaufen. »Endlich habe ich dich. Und es war Zufall, daß wir aufeinanderstießen. Nicht gesteuert und nicht gelenkt von mir. Wirklich reiner Zufall.«
»Okay«, sagte ich. »Was willst du von uns?«
»Muß ich dir das noch erklären?«
»Also unser Leben.«
»Ja.«
Ich schaute ihn an. Er sah irgendwie läppisch aus, mit seinem breitkrempigen Schlapphut und dem großen dunklen Cape. Das Gesicht schimmerte grünlich, wenigstens die untere Hälfte, die wir sehen konnten. Die Arme hielt er leicht angewinkelt, die Handflächen waren nach außen gedreht. Wir sahen die schuppige Haut.
»Dürfen wir aufstehen?« fragte ich.
»Nein!« Knallhart klang die Antwort.
Neben mir holte Bill tief Luft. Er stand kurz vor der Explosion. Ich

kannte meinen Freund. Noch ein Fünkchen, und er würde durchdrehen und sich wie wahnsinnig auf seinen Gegner stürzen.

Damit lief er Myxin dann ins offene Messer.

»Halte dich zurück!« zischte ich Bill zu.

Er warf mir einen bösen Blick zu, und Myxin lachte.

Sein Gelächter verstummte, als ich sagte: »Wenn du mich tötest, hast du niemanden mehr, der dich im Kampf gegen den Schwarzen Tod unterstützt.«

Myxin winkte herrisch ab. »Meine Unterstützung hole ich mir aus den Gräbern. Die Nachzehrer werden den Menschen das Leben aussaugen. Mit diesen zehn Leuten, die sich bereits auf dem Friedhof befinden, fängt es an. Sind sie einmal Dämonen, so werden sie über andere herfallen. Aus zehn werden zwanzig, aus zwanzig vierzig, aus vierzig achtzig und so weiter… Was hier beginnt, John Sinclair, wird in ein paar Monaten überall auf der Welt seine Folgen zeigen. Ein Heer von Zombies wird über die noch Normalen herfallen und sie ebenfalls in den tödlichen Kreislauf mit hineinziehen. Das ist meine Armee. Und damit werde ich den Schwarzen Tod besiegen!«

Mir lief bei seinen Worten eine Gänsehaut über den Rücken. Was Myxin plante, war nicht nur dämonisch, sondern gigantisch. Es sollte ein erfolgreiches Unternehmen werden, und ich hielt Myxin für fähig, so etwas durchzuführen.

»Nun, Sinclair, du sagst ja nichts.«

Ich schaute an dem Magier vorbei. Schattenhaft nur sah ich einen Dorfbewohner vor dem Grab stehen. Er stand gebückt und sprach etwas, aber was er sagte, das konnte ich nicht verstehen. Auf jeden Fall würde es mir nicht mehr gelingen, die Beschwörungen zu stoppen. In wenigen Minuten würden die Nachzehrer aus ihren Gräbern steigen.

O verdammt!

Trotz meiner miesen Lage hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben. Außerdem war meine Neugierde geblieben. Ich wollte wissen, wie es kam, daß gerade dieser Friedhof von Nachzehrern bevölkert war.

Myxin lachte. »Das Rätsel liegt in der Vergangenheit verborgen. In dieser Gegend lebte vor ein paar hundert Jahren ein großer Magier. Er wollte den Menschen durch seine Künste helfen, dieser Narr, aber die anderen haben es ihm nicht gedankt. Sie verbrannten ihn. Und noch auf dem Scheiterhaufen stieß er einen Fluch aus. Er verseuchte den Boden des Totenackers mit magischen Bazillen und legte fest, daß irgendwann in ferner Zukunft die Rache eintreffen sollte. Heute ist die Zeit gekommen.«

»Und was haben die Hansons damit zu tun?« wollte ich wissen.

»Ich brauche Helfer, das ist alles. Nur hat mir der Hanson einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sein Rufen und Locken war so

stark, daß seine Enkelin auf ihn hörte und er viel zu früh aus dem Grab gestiegen war. Er sollte erst in dieser Nacht herauskommen, doch ich konnte ihn nicht richtig unter Kontrolle halten. Aber das ist jetzt egal. Die Hansons habe ich wieder voll im Griff. Wenigstens die eine Hälfte der Familie, die andere wird bald folgen.«

»Und du machst nicht einmal vor Kindern halt?« schrie ich ihn an.

»Menschen sind Menschen. Ob alt – ob jung. Was spielt das bei uns für eine Rolle, John Sinclair?«

Ja, was spielte es bei den Dämonen für eine Rolle! Ich hatte sie selbst kennengelernt, hatte ihre Grausamkeit oft genug am eigenen Leib erfahren müssen, kannte den Schwarzen Tod, den Spuk – und Myxin. Letzteren hatte ich immer für ein wenig besser gehalten, doch nun sah ich mich enttäuscht. Er war ebenso grausam wie die anderen. Es ging bei ihnen nur um Macht.

Ich versuchte es ein letztes Mal. »Vergiß nicht, Myxin, daß mein Freund Suko und ich es waren, die dich aus deinem langen Schlaf erweckt haben…«

Er lachte auf. »Was verlangst du, John Sinclair? Dankbarkeit? Habe ich meine Rechnung nicht schon längst beglichen? Wenn ich mich recht erinnere, so gab ich dir manchen Tip, wie du gegen den Schwarzen Tod vorgehen kannst. Ich war es, der dich auf Maringo, den Höllenreiter, aufmerksam gemacht hat. Oder hast du das vergessen?«

»Nein, aber ich finde, es ist zu wenig!«

Er zischte einen Fluch und machte eine unwillige Handbewegung. Hinter ihm stöhnte und ächzte jemand. Ich sah einen Schatten aus einem der Gräber steigen.

Der erste Nachzehrer!

Vor Wut und Hilflosigkeit biß ich mir fast die Lippen blutig. Wir hatten es nicht verhindern können!

»Und nun darf ich um eure Waffen bitten«, sagte Myxin.

Er wollte unsere Pistolen. Klar, er fürchtete, daß wir damit die Nachzehrer töteten.

Bill Conolly kam ziemlich schnell der Aufforderung nach. Myxin brauchte sie nicht zu wiederholen, als er bereits in seine Tasche griff, um die Beretta herauszuholen.

Das wunderte mich.

Ich wollte Bill noch zurückhalten, doch es war bereits zu spät. »Da hast du die Kanonen!« brüllte er, legte auf Myxin an und feuerte.

In den nächsten Sekunden überstürzten sich die Ereignisse. Myxin reagierte ebenso rasch wie Bill Conolly. Sogar noch schneller. Aus seinen Fingerspitzen zuckten plötzlich zwei Blitze. Spiralförmig zischten sie auf Bill zu. Funken sprühten, und mein Freund schrie auf, als die Blitze seine Schußhand umwickelten und sie nach oben rissen.

Die Silberkugel fauchte in den Himmel. Bill wurde von der magischen Fessel zurückgeworfen und fiel auf das Grab, in dem der von uns vernichtete Nachzehrer lag. Sein rechter Arm war plötzlich mit einer silbrigen Haut übergossen. Ohne daß Bill es wollte, wurden seine Finger geöffnet. Die Beretta rutschte zu Boden. Mit dem Lauf voran blieb sie im Erdreich stecken.

Myxin war mit meinem Freund beschäftigt. Wenn ich den Magier noch überwältigen wollte, dann jetzt.

Ich zog und schoß!

Zweimal drückte ich ab, schwenkte dabei den Lauf ein wenig, um sicher zu gehen, daß ich auch traf. Wenn die Kugeln Myxin auch nicht ausschalten konnte, so hoffte ich doch, daß sie ihn schwächten.

Aber sie trafen ihn nicht einmal. Eine Handbreit von seinem Körper entfernt platzten sie auseinander und fielen in einem silbernen Sprühregen zu Boden.

Ich sprang auf.

Myxin lachte kalt. »Du kannst es nicht lassen, Sinclair!« Weit holte er aus, und während Bill noch unter seine magischen Fessel am Boden lag, raste der silberne Lichtspeer genau auf meine Brust zu.

»Stirb, Sinclair!« brüllte Myxin dabei…

***

Es war niemand mehr da, der sie aufhielt. Sie hörten die Worte und hielten es in ihren Gräbern nicht mehr aus. Längst hatten sie die Särge zerstört.

Die Menschen aus dem Ort standen vor den Gräbern. Ihre Worte wurden lauter, die Beschwörungen wirksamer. Die Schwarze Magie feierte in dieser Nacht Triumphe. Die Dörfler ließen sich auch durch die Schüsse nicht stören, sondern redeten weiter. Sie, die aus den Gräbern der Nachzehrer ferngelenkt wurden, sprachen an den makabren Stätten die endgültigen Worte.

Hände durchbrachen die Erde. Bleiche Knochen schimmerten im Mondlicht. Fetzen von Leichenhemden hingen an den untoten Körpern. Die Zombies waren bereit.

Der Wind hatte aufgefrischt. Er fuhr zwischen den kahlen Ästen der Bäume hindurch und wehte hin und wieder ein paar Schneekristalle dem Erdboden zu.

Der erste Nachzehrer verließ sein Grab.

Auch bei ihm standen Mund und Augen offen. Er bewegte sich wie ein Roboter, schaute sich um und stampfte auf den Weg.

Sein Beschwörer war zurückgewichen. Ein junger Mann aus dem Dorf, der plötzlich seinem verstorbenen Onkel gegenüberstand.

Sie schauten sich an.

Dann begann der Nachzehrer zu sprechen. »Komm zu mir, Jack«,

sagte er krächzend und breitete seine Arme aus.
Und Jack ging…

***

Der Blitz blendete mich. Instinktiv riß ich noch meine Arme zu einer Abwehrbewegung hoch, doch mir war klar, daß ich damit nichts ausrichten konnte.
Myxin war stärker!
Ich wartete auf den alles verzehrenden Schmerz und dann den tiefen Fall in das unendliche Nichts – doch genau das Gegenteil trat ein. Myxin brüllte auf.
Schrecklich und gellend, daß mir seine Schreie in den Ohren widerhallten.
Ich öffnete die Augen.
Was war geschehen?
Myxin krümmte sich. Sein Körper war eingehüllt in eine silberne Lichtaura. Er hatte die Hände gegen den Unterleib gepreßt, den Kopf zurückgerissen und dadurch seinen breitkrempigen Hut verloren. Das grüne Gesicht mit der schuppigen Haut wurde grau und schien zu verfallen. Weit hatte er den Mund aufgerissen, während sich aus der Lichtaura kleine Blitze lösten und in seinen Körper einschlugen.
Da wußte ich die Lösung. Mein Kreuz hatte mich gerettet. Der magische Strahl hatte es genau getroffen. Dadurch verdoppelte sich die Kraft, und diese geballte Macht der Kräfte des Lichts wurde reflektiert und gegen Myxin geschleudert.
Seine eigene Waffe war für ihn zu einem Bumerang geworden.
Zu einem tödlichen?
Nein, Myxin überwand die Attacke. Aber er war geschwächt. Er taumelte zurück, machte dann auf dem Absatz kehrt und wollte im Schutz der Nacht untertauchen.
Doch so hatten wir nicht gewettet.
Ich mußte Myxin kriegen!
»John!« Bill Conolly Stimme riß mich herum. Mein Freund lag noch immer auf dem Grab. Auf seinem Gesicht zeichneten sich die Schmerzen ab, die er empfand. »Sie kommen, John. Da!«
Ich drehte den Kopf. Myxin, der Magier, wurde plötzlich zur Nebensache, denn mit Brachialgewalt drangen zwei Menschen durch ein Gebüsch.
Elisa Hanson und ihr Schwiegervater!

***

Ein, zwei Sekunden überlegte ich. Hinter Myxin konnte ich nicht mehr her, der Weg war mir durch die Hansons versperrt. Die Frau schickte den Nachzehrer vor.
»Los, bring ihn um!«

Der Alte kam. Er warf sich gegen mich, und mir gelang es nicht, ihm auszuweichen.

Gemeinsam fielen wir zu Boden.

Über mir sah ich das häßliche Gesicht. Ich fühlte die kalten Totenhände, die nach meiner Kehle tasteten, und es gelang mir, die Beine anzuwinkeln und sie vorzustoßen.

Der Nachzehrer wurde zurückgeschleudert. Er hatte längst nicht mehr die Kraft wir vor einigen Stunden. Er brauchte erst noch sein Opfer, um wieder aufzutanken, und nur deshalb war er für mich ein leichter Gegner.

Er fiel nach hinten und ruderte mit Armen und Beinen. Es sah grotesk aus, aber mir war in diesem Augenblick wirklich nicht nach Lachen zumute.

Hart fiel er zu Boden. Direkt neben Bill Conolly. Bill, der sich wieder etwas erholt hatte, merkte plötzlich die Gefahr. Ehe die Hände des Nachzehrers sich um seinen Hals schließen konnten, riß er die Beretta aus dem Erdreich und drückte ab.

Eine Feuerblume platzte aus dem Lauf. Die Kugel traf das Monster aus kürzester Entfernung in den Kopf.

Aus!

Der Nachzehrer kippte zurück. Die zerstörende Kraft des Silbers breitete sich in seinem Körper aus und riß das Gewebe auseinander. Der Nachzehrer verging.

Elisa heulte ihre Wut hinaus. Immer wieder schaute sie mich an und dann wieder ihren toten Schwiegervater.

Doch sie erhielt Unterstützung.

Aus dem Dunkel der Nacht schoben sich fünf Gestalten. Sie schritten dicht nebeneinander, nahmen die gesamte Breite des Weges ein.

Wie sollte ich sie stoppen?

Fünf Zombies – fünf Kugeln.

Da mußte jede sitzen!

Ich hob den rechten Arm mit der Waffe und visierte den ganz links außen gehenden Untoten an.

Stecher, Druckpunkt – und…

»Sieh her, Sinclair!« kreischte Elisa.

Etwas in ihrer Stimme warnte mich. Meine Nackenhaare richteten sich auf, ich kreiselte herum und sah die Frau, die etwas aus ihrer Manteltasche zerrte, einen Kreis damit schlug und plötzlich eine dreischwänzige Peitsche in der Hand hielt.

Sofort erfolgte der erste Schlag. Zweimal konnte ich ausweichen, dann jedoch umwickelte das Leder meinen rechten Arm und fegte mir die Waffe aus den Fingern.

Die Frau lachte triumphierend. Trotz ihrer geringen Größe entwickelte sie plötzlich Bärenkräfte.

Für zwei Sekunden ließ ich mich von den Peitschenriemen ablenken. Sie schimmerten grünsilbern und bestanden aus einem Material, das ich noch nie gesehen hatte.

Elisa wollte mich zu sich heranziehen. Ihr Gesicht verzerrte sich, sie winkelte den Arm an, legte all ihre Kraft in den Zug – und ich stemmte mich verzweifelt dagegen.

Es wurde ein stummes, hartes Ringen, in dem keiner nachgeben wollte. Elisas heißer Atem schlug mir ins Gesicht. Sie war ungeheuer erregt – oder besessen.

Dann eine schnelle Handbewegung von ihr, und ich war frei.

Im selben Augenblick peitschten die Schüsse auf. Ich hörte zwei Kugeln pfeifen, so nahe strichen sie an meinem Kopf vorbei. Rasch blickte ich zur Seite.

Bill Conolly stand auf dem Grab, hatte den rechten Arm erhoben, und die Beretta lag wie festgeschmiedet in seiner Hand.

Ich konnte mich nicht darum kümmern, ob die Kugeln die Zombies trafen, denn Elisa griff wieder an.

Diesmal fegte die Peitsche auf meinen Kopf zu.

Ich tauchte weg. Die Haare wurden noch berührt und hochgewirbelt. Der nächste Schlag zerfetzte meinen Mantel. Die Frau hatte eine ungeheure Wucht dahintergelegt und soviel Schwung, daß sie nach rechts wegtaumelte.

Ich nutzte den Augenblick der Unachtsamkeit aus. Aus dem Stand flog ich vor und prallte gegen Elisa Hanson.

Wir fielen zu Boden.

Jetzt hatte sie mir nichts mehr entgegenzusetzen. Geschickt drehte ich ihr die Peitsche aus der Hand. Rasch sprang ich auf.

»John!« Bills Warnruf riß mich herum.

Armlang nur von mir entfernt stand ein Zombie. Eine schreckliche Gestalt, die schon lange im Grab gelegen hatte. Unbewußt schlug ich mit der Peitsche zu. Drei Schnüre ringelten sich mit rasender Geschwindigkeit um den Körper des Nachzehrers.

Und dann geschah etwas Seltsames!

Der Zombie riß weit den Mund auf, und ehe ich noch begriff, war der Nachzehrer verschwunden.

Weg – von einem Atemzug zum anderen.

Er hatte sich einfach aufgelöst, als die Peitsche ihn berührte. Ein Phänomen, eine Verrücktheit?

Bill rannte auf mich zu.

Elisa Hanson stand neben mir. Sie schaute mich an, als würde sie mich gar nicht kennen.

Da hörte ich eine Kinderstimme. »Mummy, Mummy!«

Elisa Hanson drehte sich um. Ihre beiden Jungen liefen quer über das Gräberfeld auf die Frau zu. Lester Hanson folgte etwas langsamer.

Ich beobachtete Elisa Hanson genau. Ihr Gesicht – vor wenigen Sekunden noch eine Grimasse – änderte sich. Erst runzelte sich die Stirn, dann strich sich Elisa über die Augen, und plötzlich lächelte sie.

»Mummy?« fragte der kleine Gaylord.

»Ja, mein Schatz, ich bin hier!«

»Oh, Mummy, wir hatten solch eine Angst.« Da bückte sich die Frau und hob ihren Sohn hoch. Sie preßte ihn fest an sich, während die Tränen über ihr Gesicht liefen.

Lester Hanson kam. Er schaute uns an, und wir nickten. Dann schritt er zu seiner Frau, und die Eheleute fielen sich in die Arme. Der magische Bann war gebrochen.

Wodurch?

Fragen Sie mich nicht, ich weiß es nicht. Vielleicht durch das Auftauchen der beiden Kinder.

Für Bill und mich gab es nichts mehr zu tun.

***

Wir suchten den Friedhof Stück für Stück ab. Von Myxin fehlte jede Spur. Er hatte sich zurückgezogen und leckte seine Wunden.

Daß er tot war, daran glaubte ich nicht. Wir würden sicherlich noch einiges von ihm hören.

Hinter einem Gebüsch versteckt fanden wir einen Zombie. Er war noch jung, griff uns aber an.

Blitzschnell sprangen Bill und ich auseinander. Mein Freund wollte schon schießen.

»Laß!« schrie ich.

Ich hatte die Peitsche.

Eine kreisförmige Bewegung. Die drei Riemen wischten aus der Öffnung. Aus dem Handgelenk schlug ich zu. Der Nachzehrer befand sich mitten im Sprung, als er getroffen wurde.

Plötzlich gab es ihn nicht mehr. Weg, verschwunden – aufgelöst.

Bills Augen wurden riesengroß. »Das… das ist doch nicht möglich«, sagte er. Er strich mit seinen Fingern über die Peitsche. »Woher – hast du sie?«

»Von Elisa Hanson.«

Bills Blick wurde mißtrauisch.

Ich lachte. »Sie hat sie bestimmt nicht in der Schublade liegen gehabt, mein Lieber. Ich schätze eher, daß Myxin ihr die Peitsche gegeben hat. Schließlich braucht er eine Waffe, um sich gegen die Schergen des Schwarzen Todes zu verteidigen.«

Bill Conolly rieb sich die Hände. »Und jetzt haben wir diese Dämonenpeitsche.«

Ich nickte. »Genau, mein Lieber, jetzt haben wir sie.« Ich schlug mit dem Stiel gegen meine linke offene Handfläche. »Und so schnell werde

ich sie nicht mehr hergeben, darauf kannst du Gift nehmen.«

Bill schüttelte den Kopf. »Lieber nicht. Ich möchte nämlich noch erleben, wenn du die Peitsche einsetzt.«

»Darauf kannst du dich verlassen«, erwiderte ich, klopfte Bill auf die Schulter und schritt mit ihm quer über den Friedhof auf Hansons Haus zu.

Es war genau Mitternacht.

Doch diesmal konnten wir dem nächsten Tag mit frohen Gesichtern entgegensehen.

ENDE

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 1 »Die Nacht des Hexers«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 17 »Das Dämonenauge«